Nr. 136 — Jahrgang 16 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 15. Juni 1930

Volkswille

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120—, 1 ganze Seite 240 — Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20%, Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0,60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 6. cr 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Der Senat für den 18. Juni einberufen

Slaweks Brief an den Senatsmarschall — Eine Belehrung des Senats — Gegen die Kritik am Staatspräsidenten — Die „Auslegung" der Verfassung — Wann wird der Sejm einberufen?

Warschau. Der Staatspräsident hat gestern folgendes Dekret unterfertigt:

Auf Grund des Artikels 37 der Verfassung berufe ich den Senat in die Hauptstadt Warschau zu einer außerordentlichen Session für den 18. Juni 1930.

Warschau, den 13. Juni 1929.

Staatspräsident Moscicki. Slawek Ministerpräsident.

*

Gleichzeitig mit dem Einberufungsdekret, hat der Ministerpräsident Slawek an den Senatsmarschall ein Schreiben gerichtet, daß sich auf die Forderung des Senats über die Einberufung der außerordentlichen Session bezieht. Der Ministerpräsident lenkt in seinem Schreiben die Aufmerksamkeit auf die Motive des Senats, die in der Einberufungsforderung enthalten sind und sagt dann folgendes:

Es ist unzulässig und mit den Vorschriften und dem Geiste der Verfassung unvereinbar, wenn die 38 Senatoren in ihrem Schreiben vom 4. Juni eine Kritik über die Anordnung des Staatspräsidenten vom 20. Mai (Sejmeinberufung) üben. In Uebereinstimmung mit dem Artikel 25 der Verfassung kann der Staatspräsident nach seinem Ermessen nach der Forderung ein Drittel der Abgeordneten den Sejm einberufen und ist nicht verpflichtet gleichzeitig den Senat zu einer außerordentlichen Session einzuberufen, wenn ein diesbezüglicher Antrag vom Senat nicht ausgegangen ist. Zur Einberufung der außerordentlichen Senatssession wäre der Staatspräsident verpflichtet, wenn nach Artikel 37 der Verfassung ein entsprechender Antrag vorgelegen hätte. Die Forderung der Sejmabgeordneten zusammen mit dem Sejm auch die außerordentliche Session des Senats einzuberufen, stellt eine Ueberschreitung der Kompetenzen dar, die dem Sejm nicht zustehen.

Irrig ist auch die Ansicht, daß gleichzeitig mit der Sejmsession auch die Senatssession zusammenfallen muß, denn der Artikel 36 der Verfassung spricht nur von einer „Kadenzdauer", die sich auf die ganze Legislativperiode der beiden Kammern bezieht. Auch die bisherige Praxis kann hier nicht angeführt werden, weil bis jetzt die Einberufung der beiden Kammern jedesmal durch zwei besondere Dekrete des Staatspräsidenten erfolgte. Dann beruft sich das Schreiben des Ministerpräsidenten auf die Einberufung des Sejms 1927 für den 30. September, während der Senat schon am 22. Sept. zusammengetreten ist.

*

Die Anordnung des Staatspräsidenten wurde gestern mittags 12 Uhr dem Sekretär des Senatsmarschall behändigt. Daraufhin hat der Senatsmarschall Szymanski die erste Senatssitzung für den 18. Juni, 4 Uhr nachmittags, einberufen. Für dieselbe Zeit wurden auch die Kommissionssitzungen des Senats einberufen



Walerian Slawek

der polnische Ministerpräsident, die ausführende Hand Pilsudskis.

Politische Hochspannung?

Der Durchschnittsbürger ist heute mehr an irgend einem Sportereignis interessiert, als an der Lebensfrage seines Staates, und in Polen lebt man seit Wochen von Gerüchten und wartet auf die Entscheidung eines Einzelnen, dem zufällig durch die Kraft der Bajonette das Schicksal der ganzen polnischen Nation überantwortet wurde. Was haben wir nicht alles in diesen Tagen vernommen: das Schicksal des Sejms ist besiegelt, die Opposition ist machtlos, die Regierung unentschlossen, im Regierungslager Zwiespalt über kommende Dinge, aber auch die einzige Antwort zugleich, daß es so nicht weitergehen kann. Ganz naturgemäß ist es, daß weite Kreise auch den Glauben an die Opposition gegen das heute herrschende System verloren haben, weil sich bei ihnen die Tatsachen nur so abspielen, wie sie sie selbst sehen, ohne auch zu berücksichtigen, daß das Schicksal Polens weniger in der Hand der politischen Machthaber liegt, sondern einzig und allein bei den Partnern, die den Sturz dieses Systems bewerkstelligen wollen. Es dürfte sich darüber jeder klar sein, daß ein Sturz nur mit Gewalt möglich ist und Gewalt fordert Gegenaktionen heraus, die unter Umständen den Niedergang des ganzen Staates nach sich ziehen können, und diese Verantwortung will die Opposition noch nicht auf sich nehmen. Es heißt, klar erkennen, daß ein Bürgerkrieg im Innern, auch die Minderheiten in den Randgebieten wecken kann und diese könnten unter Umständen die einzigen Nutznießer einer Auseinandersetzung zwischen den polnischen Parteien oder Wirtsleuten Polens sein. Und darum die Kraftposition der politischen Machthaber, denen eben der ganze Staatsapparat zur Verfügung steht, während die Opposition imEntscheidungskampf erst sich dieserMittel bemächtigen müßte.

Es ist heute nicht der Zeitpunkt, nach der Schuldfrage zu suchen, warum es so ist, aber daß es so ist, daran trägt in erster Linie die Opposition selbst einen großen Teil Schuld, weil sie nur laviert und sich nicht entscheiden kann, alles, was gegen das heutige System spricht, auf einen Punkt zu konzentrieren. Politisch und staatserhaltend kann eine Aktion der Opposition nur dann wirksam werden, wenn sie sich entschließt, eine Front zu bilden und was noch unseres Erachtens nach weit wichtiger ist, sich bei Stellungnahme der nationalen Minderheit zu versichern. Selbst die Parteien des Centrolew, von denen einige in der Minderheitsfrage doch eine sehr verständige Stellung einnehmen, übergeht man in dieser Frage einfach und erwartet, daß sich diese eben den Beschlüssen des Centrolews zu unterordnen haben. Man darf nicht vergessen, daß es immerhin ein gewaltiger Teil polnischer Bürger gibt, die nach dem heutigen Stand der Dinge dem polnischen Staat alles andere, nur nichts Gutes wünschen, durch seine verfehlte Minderheitenpolitik. Fest auf dem Boden dieses Staates und in Gemeinschaft mit ihren Klassengenossen, stehen nur die sozialistischen Minderheiten, während die anderen eben dem Spiel der polnischen Parteien zusehen und da meinen, daß auch ihre Zeit noch kommen wird. So liegen die Dinge, aber man wagt ja nicht, darüber offen zu reden. Eine Beseitigung des heutigen Systems ist nicht möglich, so lange man mit den Minderheiten nicht einen festen Pakt geschlossen hat, und wir sagen es offen, nicht auf Versprechungen allein. Denn versprochen ist schon genug, es wird nur nichts durchgeführt.

Weil die heutigen politischen Machthaber aber wissen, daß es eben auch in der Opposition Kräfte gibt, die nicht an einem Strange ziehen wollen, aus diesem Grunde haben sie leichtes Spiel, denn sie wissen, daß man einen Entscheidungspunkt noch nicht gefunden hat. Bürgerkrieg, welch ein gefahrdrohendes Wort für die ganze Nation, und doch führt der Weg nach diesem Ziel, denn der einzige entscheidende Faktor in der polnischen Politik, Marschall Pilsudski, denkt nicht daran, die Macht aus der Hand zu geben und alles, was man da von Kabinettsberatungen, von Unterhandlungen mit dem Staatspräsidenten spricht, ist zunächst leeres Gerede, ohne einen Sinn, denn wir wissen jetzt aus autorativer Quelle, durch den Artikel des Sejmmarschalls Daszynski, daß Pilsudski erklärt hat, daß er alle drei Sejms nicht hat arbeiten lassen, woraus die logische Schlußfolgerung gezogen werden muß, daß auch dieser dritte Sejm kein politisches Ziel, keine Entscheidung treffen wird. Denn die Regierung will nicht nur nicht, sondern sie betrachtet sich als Siegerin in diesem Endkampf, sie führt die Opposition bis zum Siedepunkt und fordert sie heraus, mit einem Staatsstreich zu beginnen, damit sie eben auf Grund dieser Herausforderung sie im Kern vernichten kann. Das ist der eigentliche Zweck der jetzigen Taktik der Regierung. Wie das Endspiel auch mit ihrer politischen Staatskunst aus-

Severing über die Pleite Brünings

Die Sozialdemokratie rüstet zu Neuwahlen

Eutin. Der ehemalige Reichsminister **Severing** hielt hier in einer sozialdemokratischen Versammlung eine Rede, in der er sich u. a. auch mit der **Politik des Kabinetts Brüning** befaßte. Der Redner gab zu, daß es Deutschland augenblicklich schlecht gehe. Daran sei jedoch nicht die Erfüllungspolitik der Republik schuld. Ohne die Erfolge dieser Erfüllungspolitik, also ohne Youngplan, hätten das Reich jetzt nicht nur 700 Millionen durch Steuern zu decken, sondern noch weitere 760 Millionen, die dann nach dem Dawesplan mehr hätten aufgebracht werden müssen. Hätte man die Regierung Müller nicht an der weiteren Tätigkeit gehindert, und die Finanzsanierung hätte vornehmen lassen, wäre der **Fehlbetrag gar nicht erst entstanden**. Drei Monate seien inzwischen verflossen. **Weit schlimmer** als die Steuererhöhungen sei jedoch die allgemeine Beunruhigung durch die Verzögerung der Haushaltsverabschiedung. Die Regierung Müller hätte den Haushalt bis Ende März **fertiggestellt** und wäre **mit gesunden Finanzen weiter gegangen**. Nun aber sei gar nicht abzusehen, **wann** die Finanzen wieder in Ordnung kommen würden. Durch die Osthilfe würden dem übrigen Deutschland 130 bis 150 Millionen Mark **genommen**. Gewiß **müsse** der Landwirtschaft geholfen werden. Das habe die Sozialdemokratie **nie** geleugnet, **aber man höre auf sie immer zu spät**. Jetzt sei inzwischen ein Danaidenfaß entstanden. Severing schloß mit der Feststellung, daß die Sozialdemokratie dem Moldenhauerschen Steuerprogramm ihre Zustimmung **nicht geben werde, sie wolle sich auf Neuwahlen einrichten.**

Im Bezirk Midnapore **sind wieder Unruhen** ausgebrochen. En einem Dorfe mußte die Polizei auf eine Menschenmenge, die eine bedrohliche Haltung einnahm, Schüsse abgeben. Einzelheiten über die Verluste liegen noch nicht vor.

Das Kriegsgericht in Abbottabad hat am Freitag 15 indische Soldaten, die während der letzten Unruhen in Peschawar den Gehorsam verweigert hatten, zu Kerkerstrafen von 3 bis 10 Jahren, einen zu lebenslänglicher Verschickung und einen anderen zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt.

Die Lage in Indien

Verurteilung indischer Soldaten.

London. Die indischen Luftstreitkräfte an der indischen Nordwestgrenze haben das Lager des Stammeshäuptlings **Turangzai** erneut mit Bomben belegt. Die Verluste Turangzais werden als **sehr schwer bezeichnet**. Die Afridis halten gegenwärtig einen Kriegsrat ab, der für die weitere Entwicklung des Krieges von Bedeutung sein dürfte.



Hermann von Wißmann

der deutsche Kolonialpionier, der Eroberer und spätere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, starb am 15. Juni vor 25 Jahren.

arten wird, darüber scheint man sich im Regierungslager zunächst keine Sorgen zu machen. Es wird eben alles auf eine Karte gesetzt, militärisch die Politik genommen.

Eine gewisse Unruhe ist aber in bedächtigen Kreisen des Regierungslagers zu bemerken, und zwar hinsichtlich des Kongresses des Centrolews, welcher am 29. Juni in Krakau zusammentreten soll. Wahrscheinlich wird er bereits vor vollendete Tatsachen gestellt, er wird sich nur als eine Parteikonferenz zusammensetzen können und nicht mehr als Opposition der Volksvertretung. Und nimmt man den Abgeordneten die Immunität, so werden sie auch bescheidener, sagt offen das Regierungslager. Man ist in diesem auch der Ansicht, daß es schon eine Schwächeerscheinung ist, nachdem man diesen Kongreß aus der Hauptstadt nach einer Provinzstadt verlegt, also ein Zeichen, daß man die militärische Kraft Warschaus durchaus in Rechnung setzt, aber auch Krakau ist nicht anders und wer weiß, ob man nicht von oben herab diesen Kongreß als „staatsgefährlich“ absagt und schließlich die Einberufer unter Hochverrat stellt. Daß man mit Staatsverrätern kurzen Prozeß zu machen beliebt, zeigen Urteile gegen Kommunisten aus den letzten Tagen, wo man in Lemberg drei Angeklagte wegen Druck und Verbreitung von kommunistischen Schriften zum Tode verurteilt hat, während ein anderes Gericht für gleiche Handlungen nur auf Gefängnis von 5 Jahren anerkannt hat. Das sagt wohl dem politisch Denkenden alles, in welcher Atmosphäre wir leben und was wir unter Umständen zu gewärtigen haben. Die Frage heißt jetzt: Wird der Sejm und Senat aufgelöst oder wird er einberufen und sofort wieder vertagt, weil, wie der Ministerpräsident Slawek angekündigt hat, dieser Sejm nicht mehr zu Worte kommen wird.

Es ist eine politische Hochspannung und man kann nicht behaupten, daß die Regierung führt, im Gegenteil, sie befindet sich in der Sackgasse und lebt eigentlich von der Verantwortung der Opposition gegenüber dem Staat. Denn politische Meinungen sind eben nicht von heute auf morgen zu vernichten und selbst, wenn es jetzt keinen Pilsudski mehr geben sollte, so wird es Verherrlicher seines Systems geben und schließlich auch Männer, die sein Werk fortsetzen werden. Wir haben einen Sejm, wir haben eine geschriebene Verfassung, die scheinbar innegehalten wird, und es mutet doch einen an, als wenn wir unter stalinschen Thesen leben würden. Allerdings haben wir noch keine uniformierte Presse, und das ist wohl der einzige Unterschied und der Umstand, daß die Opposition sich „frei“ bewegen kann. Aber Hochrufe auf die Volksvertretung in Gegenwart des polnischen Staatspräsidenten werden mit Verhaftungen geahndet. Wohin dieser Tanz auf dem Vulkan führen soll, vermag kein Mensch zu sagen. Wir leben so von Gnaden der Gerüchte, die täglich ausgestreut werden und warten auf die Entspannung, die uns noch vor verantwortungsvollere Aufgaben stellt. Die Verhältnisse sind es, die der Opposition die Entscheidung versperren, wenn man den eigenen Wunsch zum Wohle des Staates zurückstellen muß. Hierin liegt die Kraft der Regierung, die alle Schuld, die sich aus ihrer Ueberraschungspolitik ergibt, auf die Schultern der Opposition abwälzen will, durch eben die Tatsachen, die wir oben angeführt haben. Nur, wenn es der Opposition gelangt, eine Einheitsfront aller Bürger, einschließlich der Minderheiten, zu schaffen, kann der Kongreß von Krakau ein Weckruf sein und den Rücktritt der Regierung erzwingen, weil wir der Ansicht sind, daß sie sich diesen realen Tatsachen gegen sie nicht verschließen wird, voraussichtlich, daß sie eben das Wohl des Staates über den eigenen Machtwillen im Staat stellt. Denn siegt die Opposition, dann wird sie auch die Schuldigen zur Verantwortung ziehen und weil sie sich schuldig fühlen, deshalb wollen sie die Macht nicht aus der Hand geben. Denn so viel Einsicht muten wir ihnen noch zu, daß sie selbst einsehen, daß diese Hochspannung unmöglich noch lange andauern kann und daß es auch in dieser Wirtschaftskrise darauf ankommt, wer ruhigere Nerven in diesem politischen Spiel behält. Nervöse Ueberspannungen sind auf beiden Seiten vorhanden, nur, wer sich gehen läßt, in einer Augenblicksstimmung, der muß diesen Kampf verlieren. Das Kraftgefühl im Regierungslager ist nur Anreiz, denn es gibt keinen Ausweg, als die Liquidierung des heutigen Systems, wenn man Polen in seinem heutigen Bestand erhalten will.

—ll.

Wiederaufnahme der Verhandlungen zwischen Arbeitgebern u. Gewerkschaften

Berlin. Wie die Telegraphen-Union erfährt, sind die Verhandlungen des Unternehmerausschusses mit den Gewerkschaftsführern heute vormittag wieder aufgenommen worden. Heute nachmittag wird in einer gemeinsamen Sitzung der Vorstände des Reichsverbandes der Deutschen Industrie und der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände über den Verlauf der Verhandlungen berichtet werden. Man ist in den Kreisen der Unternehmer bezüglich der Aussichten, zu einem positiven Ergebnis zu gelangen, zuversichtlich.



Der japanische Kriegsminister zurückgetreten

General Ugaki, der japanische Kriegsminister — hat — angeblich aus Gesundheitsrücksichten — seinen Abschied eingereicht. (Naheliegend ist allerdings die Annahme, daß sein Rücktritt mit der einmütigen Ablehnung, die das Londoner Flottenabkommen in den militärischen Kreisen Japans gefunden hat, in Verbindung steht.)

10 Jahre Internationales Arbeitsamt



Eine der wichtigsten Institutionen des Völkerbundes, das Internationale Arbeitsamt in Genf, dessen Präsident der belgische Sozialist Albert Thomas (im Ausschnitt) ist, kann in diesen Tagen auf ein 10jähriges Bestehen zurückblicken.

Der Aufstand in Indochina

Tardieus Warnung an Moskau — Die Behandlung der Eingeborenen ist falsch — 900 Verurteilte — Gegen den Kommunismus

Paris. Die französische Kammer setzte am Freitag nachmittag ihre Beratungen über die Unruhen in Indochina fort. Als erster Redner erklärte der kommunistische Abgeordnete Berthon, das Heer und die Marine müßten sich mit der annamitischen Bevölkerung verbünden. Auf seinen Hinweis, es sei im Laufe der Geschichte des Oefteren vorgekommen, daß sich Soldaten mit den Aufrührern verbündet hätten, erwiderte Tardieu, daß bei diesen Revolutionen Soldaten die Nation gegen eine fremde Macht vertreten hätten. Berthon und seine kommunistischen Freunde handelten jedoch im Dienste ausländischer Organisationen gegen die französische Nation. Kolonialminister Pietry erklärte, daß insgesamt 900 Eingeborene gerichtlich verurteilt worden seien, denen man unmenschliche Verbrechen hätte nachweisen können. Die Regieurng werde nicht zulassen, daß die Eingeborenenbevölkerung von der Moskauer Propaganda irregeführt werde. Strafen gegenüber Aufwieglern und Geduld gegenüber der einheimischen Masse seien die großen Richtlinien der französischen Behörden in Indochina. Es sei richtig, daß gewisse Methoden und Umgangsformen der französischen Beamten in Indochina Unzufriedenheit hervorgerufen hätten. Den Kommunismus, den größten Feind, werde die Regierung überall rücksichtslos bekämpfen.

Vorstoß der europäischen Gewerkschaften nach dem Osten

London. Auf dem am 7. Juli in Stockholm beginnenden internationalen Gewerkschaftskongreß werden die englischen Gewerkschaften den Antrag stellen, eine Studienkommission nach Indien, Japan und den übrigen östlichen Ländern zu entsenden. Der Zweck dieser Kommission soll sein, eine enge Verbindung mit den asiatischen Gewerkschaften herzustellen, damit eine bessere Zusammenarbeit zwischen den Gewerkschaften beider Erdteile ermöglicht wird.

Der „Daily Herald“ sagt zu dem Vorschlag der englischen Gewerkschaften, daß der Gedanke zwar nicht neu sei, aber heute mehr denn je sobald als möglich in die Wirklichkeit umgesetzt werden müsse. Das Ziel der Gewerkschaften sei die Einigung der Arbeiter aller Länder, um bessere Lebensbedingungen zu kämpfen. Aus historischen Gründen hätten sich jedoch bisher die Energien nur auf die europäischen Nationen konzentriert. Heute aber seien die Grenzen, die die europäischen Staaten von der übrigen Welt trennten, niedergerissen. Japan, China und Indien seien ebenfalls industrielle Länder ersten Ranges und andere asiatische Staaten würden diesem Beispiel folgen. Die soziale Lage der Arbeiter in Tokio, Schanghai oder Bombay sei von großer Bedeutung für die Arbeiter in Hamburg oder Lille oder Manchester. Das Wohlergehen der europäischen Arbeiterschaft sei eng verbunden mit dem Wohlergehen der Arbeiter des Ostens und das Selbstinteresse der europäischen Arbeiterschaft verpflichte sie, die asiatische Arbeiterschaft in ihrem Kampfe zu unterstützen und ihnen jede Hilfe zu gewähren.

Keine deutsche Botschaft in Warschau

Berlin. Die „Gazeta Warszawska“ wußte zu berichten, daß man sich deutscherseits entschlossen habe, die Gesandtschaft in Warschau in eine Botschaft umzuwandeln. Ad zuständiger Stelle in Berlin ist von einem derartigen Entschluß nichts bekannt.

Belgien stimmt Briands Denkschrift zu

Paris. Außenminister Briand empfing am Freitag den belgischen Botschafter in Paris, der ihm die großen Linien der belgischen Antwort auf die französische Denkschrift über die Schaffung der Vereinigten Staaten von Europa mitteilte. Diese Antwort, deren offizielle Ueberreichung in den nächsten Tagen stattfindet, spricht sich in ihrer Gesamtheit für die Annahme des Planes aus.

Um den Rücktritt Tschiangkaischeks

Schanghai. Wie die Telegraphenagentur Gomyn mitteilt, wird sich Tschiangkaischek nach dreitägigem Aufenthalt in Hankau auf dem Luftwege nach Nanking begeben, um dort wichtige politische Besprechungen zu führen. Tschiangkaischek habe vorläufig sein Rücktrittsgesuch der Nankingregierung noch nicht überreicht.

Schluß in Bordeaux

Kongreß der Sozialisten Frankreichs.

Bordeaux. Der Sozialistenkongreß ist am Mittwochabend mit der einstimmigen Annahme der Schlußresolutionen beendet worden. Gewiß, so erklärt am Donnerstag der „Populaire“, werden auch in Zukunft verschiedene Auffassungen über die Taktik und die Aktion der Partei bestehen bleiben. Aber die Einstimmigkeit der Entschließungen von Bordeaux zeigt, daß die französische Sozialistische Partei alle diejenigen zu einem unerschütterlichen Block zusammengeschweißt hat, die das kapitalistische Regime nicht anzunehmen gesonnen sind. Selbst die bürgerliche Presse zeigt sich von dem Ergebnis des Parteitages in Bordeaux beeindrückt.

Zunächst wurde auf Antrag Leon Blmus der Geschäftsbericht des bisherigen Vorstandes „voll und ohne Reserven“ gutgeheißen. Mit Genugtuung, so erklärt die Entschließung, sei festzustellen, daß die Politik nach dem Willen der Parteimehrheit geführt worden sei, der Partei mehr Anhänger, dem „Populaire“ mehr Leser sowie wiederholte Wahlerfolge gebracht habe. Was die künftige Wahltaktik angehe, so bleibe die Formel des Pariser Parteitages von 1927 unverändert beibehalten, d. h. es werde den Lokalbehörden überlassen, ihre Kandidaten im zweiten Wahlgang zurückzuziehen zugunsten desjenigen Linkskandidaten, der am meisten Aussicht hat, die Reaktion aus dem Felde zu schlagen.

Die zweite Entschließung billigt die Haltung der Parlamentsfraktion und betont, daß es ihr überlassen bleibe, nach wie vor die Kandidaten für die Kammerpräsidentschaft und für die Budgetberichterstattung zu bestimmen. Im Falle von Zweifeln allerdings sei der Parteivorstand anzurufen, denn niemals könne die Parlamentsfraktion eine Mitverantwortung für die bürgerliche Militärorganisation übernehmen.

Die dritte Entschließung fixiert die Agrarpolitik der Partei. In ihr wird betont, daß der Sozialismus nach wie vor dahin strebe, den faulen Großgrundbesitz zugunsten des eigentlich tätigen Landarbeiters zu enteignen. Er sehe es aber als seine gebieterische Pflicht an, dem kleinen und mittleren Grundbesitzer, der sein Land selbst oder mit Hilfe weniger Lohnarbeiter bearbeite, in seinem Besitz zu belassen.

Eine vierte Resolution protestiert gegen die Maßregelungen der Postbeamten nach dem letzten Streik und die Eingriffe der Regierung in das Koalitionsrecht der Beamten.

Zum Schluß wurden noch die 33 Mitglieder des neuen Parteivorstandes gewählt. Der rechte Flügel (Renaudel) hatte ursprünglich gefordert, mit 14 Mann vertreten zu sein. Er begnügte sich aber schließlich mit 12 Sitzen. Die übrigen 21 Mitglieder werden von der Mehrheit gestellt. Unter den Vertretern der Mehrheit fungieren Leon Blum, Paul Faure, Bracke, Compere-Morel, Lebas und Zyromsky, unter denen des rechten Flügels Renaudel, Grumbach, Ury, Salengro und Kahn.

Demonstration gegen Grandi

Warschau. Am 10. d. Mts. erschien an den Mauern Warschaus ein Aufruf des jüdischen sozialistischen „Bund“, der die Arbeiterschaft Warschaus an die sechste Wiederkehr des Tages, an dem der italienische Sozialistenführer Matteotti ermordet ward, erinnert und einer scharfen Stellungnahme gegen den Faschismus und den Minister Grandi Ausdruck gibt.

Gegen 7 Uhr abends versammelte sich auf dem Plac Bankowy eine etwa 1000 Personen zählende Menschenmenge, um gegen den Faschismus und Minister Grandi zu demonstrieren. Es wurden einige Reden zu Ehren Matteottis gehalten. Die Menge erhob Hochrufe auf die Demokratie und die Freiheit, worauf sich ein Zug bildete, der jedoch bald aufgelöst wurde.

Der sozialistische „Robotnik“, der in seiner Dienstag-Ausgabe Grandi für einen in Polen nicht willkommenen Gast erklärt hatte und ein Sündenregister des Faschismus aufstellte, ist beschlagnahmt worden.

Grandi in Budapest

Budapest. Der italienische Außenminster Grandi traf am Freitag abend aus Warschau kommend hier ein. Er wird einen Tag in der ungarischen Hauptstadt verbringen und eine Besprechung mit Graf Bethlen haben. Am Freitag abend veranstaltete die Regierung zu Ehren Grandis ein Essen, an dem alle in Budapest weilenden Mitglieder der Regierung teilgenommen haben. Am Sonnabend abend reist Grandi wieder ab.

Fort mit dem rechtlosen Zustand!

Der Sejm fordert die Vorlegung des Projekts über die Autonomie Schlesiens — Ein Vorgeschmack der kommenden Zusammenarbeit — Die Sanacja — Opposition abgewehrt — Die Deutschen haben kein Vertrauen zu Versprechungen Korfantys Die Erklärung des Genossen Dr. Glücksmann — Abrechnung auch mit dem Wojewoden — Der Arbeits- und Redeeifer dauert an — Vor der Vorlegung des Budgets

Die Sanacja im Angriff?

Die vierte Sitzung des Schlesischen Sejms bot in ihrer Tagesordnung manche Angriffsfläche gegen das herrschende System und darum versprach die Debatte auch recht interessant zu werden. Der zweite Punkt, die Forderung nach Vorlegung des Statuts über die Autonomie Schlesiens, oder, wie es in dem Antrag Korfantys und Genossen heißt, um die innere Organisation der Wojewodschaft, sollte sich zu einer harten Verurteilung der bisher geübten Praxis gestalten. Die Sanacja schickte denn auch ihr bestes Pferd in die Debatte, den ehemaligen Jünger Korfantys, Dr. Dombrowski, der auch lustig alle Schäden auf den früheren Sejm abladen wollte und gleichzeitig das heutige Regime zu loben begann, weil es schon verstand, das Projekt auszuarbeiten und dem Ministerium zur Begutachtung zu übersenden. Herr Dombrowski hatte aber die Rechnung ohne seinen früheren Herrn und Meister gemacht, und Korfanty benutzte die Gelegenheit, um zunächst den guten Willen des Sejms zur Zusammenarbeit mit der Exekutive in Schlesien zu unterstreichen, aber die ganze Schuld auf den Wojewoden abzuwälzen, der ja für die heutige Regie in Schlesien verantwortlich zeichnet. Man muß Zeuge der Auseinandersetzung gewesen sein, um zu verstehen, worum es ging. Herr Dombrowski mag wohl ein guter Jurist sein, die Fehler des Systems vermag er beim besten Willen nicht auszumerzen, und das um so weniger, als er den Versuch unternahm, den Historiographen der schlesischen Politik zu spielen.

Namens des Deutschen Klubs erklärte Herr Dr. Pant weniger glücklich seine Stellungnahme und kam mit Korfanty in Konflikt, der auch bei dieser Gelegenheit seine Rechnung mit den Deutschen beglich. Trotzdem wird man Herrn Pant beipflichten müssen, daß man weniger auf die schönen Versicherungen Korfantys Wert legen soll, als auf die Erfüllung der Gleichberechtigung, die man im Munde pflegt. Und es genügte die Feststellung, daß man wohl über verschiedene Probleme der Autonomie verhandelt hat, aber die Deutschen zu diesen Verhandlungen nicht hinzuzog. Zwar versuchte Herr Korfanty diese Behauptung zu zerstören, aber seine Ausführungen gipfelten in dem Herrenstandpunkt der polnischen Nation, indem er seinerseits den Deutschen unterschob, daß sie auf dieser Tribüne die Herren spielen wollen. Soll eine Zusammenarbeit zwischen der Opposition möglich sein, dann wird wohl auch Herr Korfanty sich bemühen müssen, die gleichberechtigte deutsche Minderheit nicht vom Gesichtspunkte des allmächtigen Vaters zu betrachten. Der Deutsche Klub aber täte gut daran, sich einen anderen Redner für seine kritischen Debatten zu suchen, denn Herr Pant wirkt tatsächlich wie eine lebende Provokation. Er mag das vielleicht nicht empfinden, aber leider ist es so.

Genosse Machej teilte bei dieser Debatte nicht nur der Sanacja seine Rügen aus, sondern unterstrich, daß die Schuld mindestens bezüglich der Autonomie beim Korfantyklub läge, der früher einmal selbst regiert hat, aber das fragliche Projekt nicht einbrachte. Der Eifer, mit dem jetzt Herr Korfanty und Genossen die Autonomieregelung fordern, nehme er also als eine wesentliche Besserung an und hoffe auf die Zusammenarbeit, die dieses Werk schaffen solle. Auch Genosse Dr. Glücksmann griff in die Debatte ein und erklärte den Standpunkt der deutschen Sozialisten, die, wie schon oft, betonen, daß sie die Sicherung der kulturellen und nationalen Rechte der deutschen Minderheit nur durch Zusammenarbeit mit den polnischen Parteien zu sichern und zu festigen gedenken. Die heutige Debatte sei aber der Ausdruck dessen, daß man sich für große Kämpfe bereithalten muß und daß die Zusammenarbeit mit der Regierung so den Beigeschmack liefere, wie gewisse Kreise die Demokratie auffassen. Es ist nur ein Blendwerk der Anschauungen, die wir in Warschau erleben. Der Wojewode hätte mindestens die Gelegenheit benutzen sollen, um das geheimnisvolle Projekt auch dem Sejm mitzuteilen, welches heute in den Ministerien liegt. Da man es nicht tat, bleibt nur die Annahme möglich, daß man nur kommandieren, aber nicht zu verhandeln gewohnt ist.

Man kann die Demonstrationsanträge bezüglich der polnischen Oper in Kattowitz übergehen, aber verweilen muß man ein wenig dabei, wie sich der Wojewode die Regelung der Finanztangente zwischen Schlesien und Warschau denkt. Insgesamt sollten demnach schon nach Warschau aus schlesischen Steuern gegen 180 Millionen gehen, in dem Staatsbudget in Warschau findet man nur 86 Millionen als Einnahmen verzeichnet, während bereits über 110 Millionen gezahlt worden sind. Aber Schlesien hat auch keinen Anteil an der Vermögenssteuer genossen, obgleich man bei deren Einziehung ziemlich rigoros vorgegangen ist und nicht einmal auf die Inbetriebhaltung der Industrie Rücksicht nahm. Aus der ganzen Debatte wurden immer wieder die rechtlosen Zustände hervorgehoben, in die wir infolge der sejmlosen Zeit geraten sind. Darum konnte auch Korfanty wiederholt unterstreichen, daß es die erste Aufgabe dieses Parlaments ist, diese Rechtslosigkeit zu liquidieren und dazu mußten die Sanatoren schweigen. Auch hier erwies es sich, daß die schlesische Sanacja alles andere, nur keine geistigen Führer besitzt. Es sind tüchtige Beamte, die ihre Fähigkeiten erst ersitzen wollen. —

Von Bedeutung bleibt noch der Antrag der Sozialisten, auf Verschmelzung der Teschener Eisenbahnen mit der Kattowitzer Eisenbahndirektion, und was hier bei der Begründung des Antrages zum Ausdruck kam, spottet jeder Beschreibung und läßt erkennen, daß man in diesem Teschener Ländel noch ganz so wie zu Zeiten der österreichischen Schlamperei lebt. Man war sichtlich froh, als der Marschall den Schluß der Tagesordnung ankündigte, aber gleichzeitig die Anträge der nächsten Sitzung verlas, die einen Sturm auf die Sejmarbeit ankündigt. Gleichzeitig wurde bekannt gegeben, daß das Budget am nächsten Freitag eingebracht wird und da beginnt erst die Generaldebatte zum Regime Dr. Grazynskis, der in der gestrigen Sitzung noch verhältnismäßig gut wegkam, indem er zwei sehr wichtige Punkte, betreffend des Budgets, vertagen, also von der Tagesordnung nehmen ließ.

*

Der Sitzungsverlauf

Gegen 4¼ Uhr eröffnete Vizemarschall Roguszak die Sitzung mit den üblichen Formalitäten und gab bekannt, daß Punkt 1 und 8 der Tagesordnung, die beide Budgetfragen betreffen, von der heutigen Sitzung abgesetzt werden.

Als ersten Punkt begründete Abgeordneter Kendzior den Antrag seines Klubs, der vom Wojewodschaftsrat fordert, daß dem Sejm umgehend das **Statut über die innere Organisation der Wojewodschafts-Autonomie vorgelegt wird.** Redner unterstreicht, daß diese Forderung bei jeder Budgetdebatte gestellt wurde, ohne daß es praktisch auch in Erfüllung kam. Zuletzt habe der Wojewode eine solche Zusicherung gegeben, daß das Autonomiegesetz bereits im Januar 1929 vorgelegt werde, aber inzwischen sei der Sejm geschlossen worden und auch jetzt sehe man noch nichts, was darauf schließen ließe, daß ein solches Projekt den Sejm beschäftigen werde. Sein Klub habe zu diesem Zweck bereits im früheren Sejm eine Wahlordination vorgelegt, die indessen nicht die Liebe des Sejms fand, weil sie einmandatige Wahlkreise enthielt. Redner forderte ferner die Schaffung der Selbstverwaltungsgesetze für die Kreise, eine neue Städteordnung und verschiedene Gesetze, die unser inneres Verwaltungsleben sichern sollen.

Namens der Wojewodschaft erklärte der Leiter des Selbstverwaltungsausschusses, Dr. Dworzainski, daß die Wojewodschaft das Organisationsstatut bereits ausgearbeitet hätte und daß dieses jetzt in den Warschauer Ministerien zur Begutachtung vorliege, sodann dem Sejm zugehen werde. Das Gleiche könne er zu den Forderungen, betreffend der Selbstverwaltungsgesetze, sagen.

Abg. Dr. Dombrowski erklärt namens der Sanacja, daß die heutigen Anträge gar nicht notwendig wären, wenn sich der frühere Sejm bemüht hätte, die entsprechenden Vorlagen zu schaffen. Aber man komme jetzt mit der Kritik, nachdem man selbst die Hauptschuld an diesen Zuständen trage. Er begrüßte die Tatsache, daß die Projekte schon bei den Ministerien weilen und erklärte, daß sein Klub nur daran mitarbeiten könne, wenn auch die heutige Opposition hierzu den guten Willen zeigen wird.

Abgeordneter Korfanty erklärt, daß Herr Dombrowski ein schlechter Historiker sei, wenn er die Schuld dem früheren Sejm zuschreiben wolle. Der Sachverhalt wäre doch ein anderer und an früheren Projekten hätte sogar Dr. Dombrowski, als er noch im Korfantylager war, mitgewirkt. Seit Jahren ruhen Projekte über die Autonomie in Archiven in Warschau, aber man gibt sie nicht heraus. Dr. Grazynski hat einen Zeitraum von 15 Monaten ohne den Sejm regiert und darum Zeit gehabt, ein Projekt vorzulegen. Wenn heute diese Anträge vorliegen, so nur deshalb, um solche rechtlosen Zustände zu vermeiden, wie sie eben Platz gegriffen haben. Um nichts anderes handelt es sich bei den Anträgen seines Klubs. Daß man am Projekt mitarbeiten wollte, sei ja der Beweis der Einbringung der Wahlordination. Wenn aber die Sanacja heute schon die Opposition ankündige, so sei das ein Beweis, daß man nicht so recht mit diesem Sejm zusammenarbeiten wolle.

Genosse Abgeordneter Machej: Es muß unterstrichen werden, daß die heutige Debatte nur heraufbeschworen wurde, weil tatsächlich im früheren Sejm das Projekt nicht zur Beratung kam. Aber die Schuld trifft die Antragsteller selbst, die ja den ersten Sejm beherrscht haben, also auch Herrn Korfanty. Unverständlich sei die Deklaration des Herrn Dombrowski, der ja an vielen Beratungen der Autonomie teilgenommen hat, als er noch Anhänger Korfantys war. Eigentlich habe er erwartet, daß nunmehr eine solche Sanacjasäule dieses Projekt schaffen werde, nachdem sich Herr Dombrowski so zum restlosen Schützer der Politik des Wojewoden herausgebildet hat. Die Sozialisten werden selbstverständlich an diesem Projekt mitarbeiten, damit das Statut verwirklicht werde, und da jetzt Korfanty für dieses Projekt so warm eintritt, so nehme er an, daß Korfanty und seine Getreuen jetzt die früheren Sünden gut zu machen beabsichtigen. Aber die Hauptschuld trifft den Wojewoden, der seine Versprechungen nicht innehielt, die er seinerseits bezüglich des Autonomieprojekts dem ersten Sejm gemacht habe.

Abgeordneter Dr. Pant erklärt namens des Deutschen Klubs, daß er jederzeit zur Mitarbeit an dem Autonomieprojekt bereit sei. Wenn dieses Gesetz noch nicht verwirklicht ist, so trägt der erste Sejm einen Teil der Schuld mit und vor allem die polnischen Parteien, weil sie es mit ihren Vorschlägen nicht loyal meinen. Die deutsche Minderheit ist von bestimmten Beratungen ausgeschlossen worden und darum habe sie zu den heutigen Versicherungen gewisse Bedenken. Denn die Autonomie sei ja nicht nur für die Wirtsleute da, sondern für die ganze Bevölkerung, einschließlich der Deutschen. Die Taten werden erst beweisen, ob die heutigen Versicherungen auch erfüllt werden.

Nun entspinnen sich Kontroverse zwischen Dr. Pant und Korfanty, da letzterer sich dagegen verwahrt, daß an der Ehrlichkeit seiner Worte gezweifelt wird und unterstreicht, daß er der deutschen Minderheit diejenigen Rechte gewähren will, die ihr garantiert sind, aber er müsse jede Ueberhebung der Deutschen ablehnen, die sich von dieser Tribüne als Herren in Polnisch-Oberschlesien aufspielen wollen. Abgeordneter Dr. Pant blieb seinerseits die Antwort nicht schuldig und unterstreicht, daß er eben kein Vertrauen zu den Erklärungen Korfantys habe, weil zu keiner Zeit der Terror gegen die Deutschen so groß war, als zu jenen Zeiten, als Korfanty das Regime in Oberschlesien betreute. Das riß den Geduldsfaden Korfantys, der sich dazu hinreißen ließ, zu erklären, daß die Herren in Polen eben die Polen sind und daß die Deutschen sich damit abfinden müssen, daß ihnen zwar ihre Rechte, aber nicht die Herrenrolle garantiert wird.

Die Stellung der deutschen Sozialisten zur Autonomie

Genosse Abgeordneter Dr. Glücksmann: Die Debatte, deren Zeugen wir sind, bildet einen Auftakt zu jenen Auseinandersetzungen, die sich bei der Beratung der Wojewodschaftsautonomie abspielen wird. Schon sind die Akkorde recht kräftig, aber sie werden sich noch steigern. Der Kampf spielt sich zwischen jenen bürgerlichen Sejmparteien ab, die um die Macht in der Wojewodschaft ringen.

Im Kampf um die Wojewodschaftsautonomie werden wir Sozialisten an keiner Seite der bürgerlichen Parteien anteilnehmen, sondern unseren eigenen Weg gehen, dafür Sorge tragen, daß die Autonomie auf demokratischen Grundsätzen aufgebaut wird. Diese Gewähr bietet uns keinesfalls der sanatorische Klub. Charakteristisch waren dafür die Ausführungen des Abgeordneten Dr. Dombrowski, der unter anderem auf die Schuld des vorigen Sejms hinwies, an die Krise des Verfassungsproblems erinnerte. Im Zusammenhang mit den Reden der anderen sanatorischen Abgeordneten, die immer wieder das niedrige Niveau der Sejmreden und deren Langeweile unterstreichen, äußert sich darin, die Tendenz, bewußt die Autorität und die Bedeutung des Sejms herabzuwürdigen. Dies alles liegt auf der Linie der Politik der Sanacja, die am liebsten ohne den Sejm regieren möchten. Das sind aber abgebrauchte Mittel, die als abgestumpfte Waffen nicht mehr verfangen.

Immerhin müssen wir verlangen, daß in der Wojewodschaftsautonomie

d i e R e c h t e d e r d e u t s c h e n M i n d e r h e i t v o l l e B e r ü c k s i c h t i g u n g f i n d e n.

Als Vertreter der deutschen Arbeiterbevölkerung sehe ich mich veranlaßt, folgende Erklärung abzugeben: Ich bin Mitglied des Sozialistischen Abgeordnetenklubs. Schon darin ist das Bekenntnis enthalten, daß

d i e L ö s u n g d e s M i n d e r h e i t e n p r o b l e m s

nur in einer Arbeitsgemeinschaft der deutschen Sozialisten mit der polnischen Demokratie erfolgen kann. Auf anderem Wege ist eine im Interesse der Minderheiten liegende Lösung des Nationalitätenproblems, nicht denkbar. Deshalb werden wir diese Arbeitsgemeinschaft mit der polnischen Demokratie anstreben, ohne die Selbständigkeit unserer Politik aufzugeben.

Zum Schlusse möchte ich noch auf die merkwürdige Behandlung des Sejms durch die Wojewodschaftsregierung hinweisen. Der Vertreter der Regierung erklärt vor dem Sejm, daß die Gesetzesprojekte, betreffend die Wojewodschaftsautonomie bereits fertig sind und der Warschauer Regierung zur Begutachtung vorgelegt wurden. Das ist ein merkwürdiger Vorgang.

Das Projekt betrifft die Wojewodschaft Schlesien. Der Schlesische Sejm hat es zu beschließen. Aber der Wojewode macht daraus ein Geheimnis vor dem Schlesischen Sejm. Der Wojewode hätte ohne Abbruch für sein Amt dieses Gesetzesprojekt gleichzeitig, unverbindlich, zur Einsicht, zum Vorstudium, auch dem Sejm übermitteln können. Das wäre aber mit der sanatorischen Taktik nicht in Einklang zu bringen. Da werden wir nach sattsam bekannter Methode mit Geheimnistuerei und Rätseln gespeist und das nennt man dann, Zusammenarbeit des Sejms mit der Regierung. Dieser Zustand muß einmal aufhören, das ist das Gebot der polnischen Demokratie.

Da zu diesem Punkt keine Wortmeldungen mehr vorlegen, wurde der Antrag meritorisch erledigt und angenommen.

Angenommen wurde hierauf ein Antrag des Korfantyklubs, der vom Abg. Kempka begründet wurde, über die Kontrolle der Budgets vom Jahre 1926 bis 1929. Hierzu erklärt Dr. Bajda als Bevollmächtiger der Kontrollkommission für die schlesischen Finanzen, daß diese Kontrolle bis zum Jahre 1926 durchgeführt sei, die Protokolle den zuständigen Instanzen überwiesen wurden und daß die Abrechnungen für 1927 auch bereits überprüft werden und in den nächsten Tagen beendet sind.

Um die polnische Oper

Namens seines Klubs begründet Abgeordneter Korfanty die Anfrage, bezüglich der Erhaltung der polnischen Oper in Kattowitz und verweist auf die Gründe, die dagegen sprechen, in unserer so traurigen Wirtschaftslage solche hohen Subventionen zu gewähren, wo mit diesen Beträgen die produktive Erwerbslosenfürsorge ausgebaut werden könnte. Darum sei zu untersuchen, ob man diese Subventionen noch verantworten kann. Selbstverständlich tritt jeder für die Erhaltung dieser Oper als Kulturstätte ein, aber man müsse verlangen, daß die Wirtschaft so geführt werde, daß man diese Subventionen auch vor der Notlage der breiten Massen rechtfertigen kann. Gegen die Auffassung Korfantys polemisierte Abg. Dombrowski, der die bekannten Argumente aus der Kattowitzer Stadtverordnetensitzung wieder auffrischte.

Genosse Abg. Adamek wandte sich gegen die Ausführungen Dombrowskis, unterstrich den Willen des Klubs zur Bewilligung der Subventionen, wenn diese zu ermöglichen sind, aber erst müßten die Wünsche der Arbeitslosen befriedigt werden, für die jetzt noch kein Geld vorhanden ist. In der Kommission werde sich ja zeigen, wo man die Subventionsansprüche erlangen kann. Bis dahin müsse aber die Subvention vorbehalten werden. Hierauf wird das Projekt der Kultur- und Bekenntniskommission überwiesen.

Abgeordneter Sikora begründet den Antrag des Korfanty- und N. P. R.-Klubs auf Intervention bei der Regierung, daß diese sich um die Zahlung der 26 Millionen Reichsmark bemühe, die den Versicherungsinstituten der Wojewodschaft zukommen, damit dadurch ein Teil der Not unter den Rentnern beseitigt werde. Der Vertreter der Wojewodschaft, Dr. Saloni, erklärt, daß der Wojewode sich bereits in diesem Sinne in Warschau bemühe und daß der Sejm nach Beendigung der Verhandlungen entsprechende Informationen er-

halten werde. Nachdem noch zu dieser Frage der Abgeordnete Pawlas vom deutschen Klub plädiert, der sich aber wesentlich mit der Erholungsfürsorge durch den „Zakład Ubezpieczeń" beschäftigt, wird der Antrag angenommen.

Genosse Abgeordneter Machej begründet den Antrag des Sozialistischen Klubs, betreffend die Versicherung zur Arbeitslosenunterstützung derjenigen Saisonarbeiter, die durch die Wojewodschaftsbauämter beschäftigt werden. Er verweist auf den Skandal hin, daß Menschen, die nun Jahre lang gearbeitet haben, einfach von der Arbeitslosenunterstützung ausgeschlossen werden, weil sie die Wojewodschaft einfach nicht versichert. Der Vertreter der Wojewodschaft begründet dieses Verhalten damit, daß sie nur gemäß den Anordnungen der Ministerien handeln, die eine solche Praxis vorsehen. Wenn der Sejm aber entsprechende Beschlüsse fassen wird, so werden sie auch ausgeführt. In diesem Sinne wurde der Antrag auch angenommen.

Ueber die Angleichung der Steuern und deren Regelung referierte Abgeordneter Korfanty, der auf die unhaltbaren Zustände im heutigen Steuersystem hinweist, vor allem, was die Finanztangente zwischen Wojewodschaft und Warschau betrifft. Einmal müsse der rechtlose Zustand aufhören und der Wojewodschaftsrat sich an die Vorschriften im Autonomiestatut halten, welches diese Regelung erfordert. So sind bisher nach Warschau über 180 Millionen vorgesehen, in den Warschauer Budgets sind aber nur 86 Millionen aufzufinden, während faktisch über 110 Millionen bereits überwiesen wurden. Schlesien müsse gerade in seiner Notlage auf diese Tangente Wert legen und vor allem auch auf seinen Anteil bei der Vermögensteuer, die hier geradezu rigoros eingezogen wurde, ohne Rücksicht darauf, ob nicht oft Mittel zur Aufrechterhaltung der Betriebe entzogen wurden. Diese Fehler müssen jetzt besser gemacht werden, nachdem es keinem Zweifel unterliegt, daß hierin der erste Sejm gesündigt habe. Der Antrag wird angenommen.

Betreffend der garantierten Zeugengebühren für die Zeugen aus Strafprozessen fordert der Korfantyklub eine Intervention bei der Warschauer Regierung, daß dem Zeugen jene Auslagen vergütet werden, die ihm zukommen und nicht nach der polnischen Gebührenordnung, die einfach bis 15 Kilometer keine Bahngelder vergütigt und für Schichtenverluste nur 3, bezw. 5 Zloty Entschädigung vorsieht. Der Antrag wird vom Abgeordneten Kempka begründet und in diesem Sinne auch angenommen.

Die Angleichung der Renten an den Stand der polnischen Gesetzesgebung fordert ein Antrag des deutschen Klubs, der vom Abg. Schimke begründet wird. Dieser verweist auf die ungerechte und ungleiche Behandlung derjenigen Pensionäre und Rentner, die sich bei der Uebergabe nicht sofort als gute Patrioten ausweisen konnten. Man benachteiligt sie und darum müsse durch diesen Antrag diese einseitige Behandlung behoben werden. Der Sejm nimmt diesen Antrag an.

Zwei Anträge der Sanatoren werden von Dr. Kotas begründet, von denen der eine die Aenderung bestimmter Positionen des Wirtschaftsfonds fordert, damit auch Kredite aus diesem an diejenigen erteilt werden können, die aus der Parzellierung Grundstücke erwarben und nunmehr Kredite zum Bau bedürfen. Dieser Antrag fand Annahme und wurde der Rechtskommission überwiesen. Der zweite Antrag fordert von der Wojewodschaft die Anpassung des Gesetzes, betreffend Krüppelfürsorge, zu welchem der Korfantyklub durch den Abg. Przybilla einen Ergänzungsantrag einbringt, ihn auch begründet, der der Sozialkommission überwiesen wird.

Die Vereinigung der Teschener Eisenbahn mit der Kattowitzer Eisenbahndirektion

fordert der Antrag des sozialistischen Klubs, der ausführlich vom Genossen Machej begründet wird. Genosse Machej weist darauf hin, daß die Zustände an den Bahnhöfen noch an alte österreichische Zeiten erinnern und daß seitens der Direktion keinerlei Schritte unternommen werden, um sich den jetzigen Bedürfnissen anzupassen. Die Bahnhöfe, und auch die Strecken, werden vernachlässigt, man ist gar nicht auf die Bevölkerung bedacht. Außerordentlich mißlich wären die Zustände besonders am Bahnhof Teschen, der dringend des Neubaus bedarf. Aber viel trauriger ist noch die Behandlung der Personalfragen durch Krakau, welches sich keinesfalls an die schlesischen Wünsche anpassen will. Redner führt noch eine Reihe von Beschwerden auf, die den Antrag als außerordentlich dringend erkennen lassen.

Der Korfantyklub schickt seinen Eisenbahner Poboszny aus Bielitz vor, der indessen sich in Details verliert und schließlich erklärt, daß er aus verschiedenen Gründen mit dem Antrag der Sozialisten nicht sympathisiere, am besten die heutigen Zustände behalten möchte, wenn er auch die Notwendigkeit der Reformen einsieht. Sein Zusatzantrag fällt indessen durch, während der Antrag Machej und Genossen Annahme findet.

Damit war die Tagesordnung erschöpft, der Marschall verlas noch zwei eingelaufene Regierungsanträge, die er den fraglichen Kommissionen überwiesen hat. Nunmehr verliest er eine Reihe neuer Anträge des deutschen Klubs für die nächste Sitzung des Sejms und vier Anträge des Korfantyblocks.

Der sozialistische Klub fordert die Erhöhung der Arbeitslosenbezüge durch eine besondere Gesetzesvorlage und einmalige Entschädigungen, ferner durch einen Antrag des Genossen Dr. Glücksmann Auskunft von der Wojewodschaft über den Wirtschaftsfonds und zwar:

1. Zusammenstellung der Einkünfte aus dem Wirtschaftsfonds.

2. Wie und zu welchem Zweck sie verwendet wurden.

3. Zusammenstellung der Kredite, die aus diesem Fonds für Bauzwecke verwendet wurden.

4. Die Resultate der Bauaktion, die aus diesem Fonds durchgeführt wurden beziehungsweise ihr Stand.

5. Den Plan der Bauaktion für das Jahr 1930-31.

6. Eine Statistik über den Stand des Wohnungswesens in Schlesien.

Alle diese Anträge werden auf der nächsten Sitzung des Schlesischen Sejms, welche am 17. Juni, nachmittags 4 Uhr, stattfindet, behandelt.

Eine Interpellation des sozialistischen Klubs, betreffend die Konfiskation der „Gazeta Robotnicza" für einen Artikel „Besuch des Faschisten Grandi bei Pilsudski" wurde dem Wojewoden überwiesen, wo angefragt wird, was der Wojewode zu tun gedenkt, um solche willkürliche Beschlagnahmen durch die Polizei zu unterbinden.

Damit war die Tagesordnung wirklich erschöpft und der Marschall gibt bekannt, daß die weitere Sejmsitzung dann am Freitag stattfindet, wo die Wojewodschaft auch das Budget dem Sejm zu unterbreiten bereit ist. Der Sejm werde sehr intensiv arbeiten müssen, wenn er seine Aufgabe erfüllen will.

Gegen 8½ Uhr wurde die Sitzung geschlossen, worauf noch die Geschäftsordnungskommission eine Sitzung abhielt.

Schlechte Aussichten für die Kommunalschulen

Die Gemeinden u. die Kommunalschulen — Finanzlasten — Vor der Verstaatlichung der Kommunalschulen

Die größeren schlesischen Gemeinden haben noch in der Vorkriegszeit Mittelschulen eröffnet, die wir als Mädchenlyzeum kennen. Das ist darauf zurückzuführen, daß vor dem Kriege die Gemeinden durch den Mittelstand beherrscht waren, was noch heute leider der Fall ist, nur mit dem Unterschied, daß dem Mittelstand vor dem Kriege materiell bedeutend besser ging als heute. Die Kaufleute und Gewerbetreibende wollten ihre Töchter nicht in die Volksschule schicken, huldigten aber der Ansicht, daß das Mädchen keine allzu hohe Bildung benötigt, denn es genügt, wenn sie etwas lateinisch und französisch lernt und auch sonst bessere Umgangsformen annimmt. Das hat das Mädchenlyzeum den Schülerinnen beigebracht und da sie keine Absicht hatten, Hochschulen zu besuchen, so gab es auch keine Matura, die als überflüssig angesehen wurde. Nach dem Kriege haben sich die Spießeransichten über die Frauenarbeit geändert, denn der Krieg war ein großer Lehrmeister und hat die Frau zur selbständigen Arbeit gezwungen. Man hat eingesehen, daß eine Schule, die die Kinder des Bürgertums von den Kindern des Proletariats trennt und sonst keine weiteren Zwecke verfolgt, völlig zwecklos ist. Die Schule hat selbständige Bürger zu erziehen und muß sie für einen Beruf vorbereiten oder sie hat ihre Existenzberechtigung verloren. Zu diesem Erkenntnis ist der Mittelstand gelangt und das Mädchenlyzeum wurde durch Beschluß des Gemeinderates und Genehmigung der Wojewodschaft in ein Mädchengymnasium umgewandelt. Das geschah in allen schlesischen Gemeinden, die heute Mädchen-Kommunalgymnasium besitzen und sie auf dem leichtesten Wege abstoßen möchten.

Die Erhaltung einer solchen Mittelschule ist zweifellos mit höheren Kosten verbunden als das Mädchenlyzeum. Es müssen vollwertige Gymnasiallehrkräfte angestellt werden und da die Lehrfächer an Ausdehnung gewonnen haben, so ist die Zahl der Gymnasiallehrer ziemlich groß, was noch die Erhaltungskosten steigert. Ein Mädchengymnasium mit 7 Klassen, erfordert jährlich gegen 150 000 Zloty und obwohl die Wojewodschaft einen Teil der Kosten übernommen hat, so sind doch die meisten Gemeinden außerstande, das erforderliche Geld aufzutreiben und die Kosten zu decken. Die Wojewodschaft zahlt ein Drittel der Kosten und die Gemeinde muß den Rest tragen. Man hört bereits aus den meisten Gemeinden, die ein Mädchengymnasium haben, Verzweiflungsrufe ertönen. Zuerst wird man bei der Wojewodschaft vorstellig und verlangt eine höhere Subvention. Die Wojewodschaft sträubt sich und wenn sie auch die Subvention um 10 000 Zloty erhöht, so ist damit der Gemeinde nicht gedient. In ihrer argen Bedrängnis greifen die Gemeinden zu Erpressungsmitteln, in dem sie den Beschluß fassen, die Kommunalschule zu schließen. Wenn wir nicht irren, machte einen solchen Anfang die Gemeinde Rosdzin und sie konnte damit eine höhere Subvention von der Wojewodschaft erzwingen. Dann kam die Stadtgemeinde Pleß an die Reihe, die den Beschluß gefaßt hat, die Kommunalschule aufzulassen. Den Lehrern ging die Kündigung zu, bis in dem letzten Moment die Wojewodschaft eingegriffen hat. Pleß erhielt eine höhere Subvention und kassierte die höchste Klasse, die siebente. Nun meldet sich jetzt Friedenshütte, da auch hier die Gemeindevertretung den Beschluß faßte, die Kommunalschule wegen Geldmangel aufzulassen. Vorhin haben aber die „Gemeindeväter in Friedenshütte 200 000 Zloty für ein Kriegerdenkmal bewilligt und für die Kirche selbstverständlich auch. Nachträglich kam dann der Beschluß die Kommunalschule aufzulassen.

Eine solche Behandlung der Kommunalschulen durch die Gemeindeverwaltungen muß entschieden zurückgewiesen werden. Man kann doch eine Schule nicht plötzlich auflösen, denn man muß Rücksicht auf die Schülerinnen nehmen. Wir würden es verstehen, wenn die Neuaufnahmen gesperrt werden und die Liquidation der Schule von den unteren Klassen den Anfang nimmt, bis sie mit der Zeit von allein aufhört. Die beste Lösung wäre zweifellos die Verstaatlichung aller Kommunalschulen, denn die meisten Gemeinden sind heute nicht in der Lage, die Erhaltungskosten zu bezahlen. Mit dieser Frage wird sich einmal der Schlesische Sejm befassen müssen. Die Gelegenheit dazu bieten jetzt die bevorstehenden Budgetberatungen.

Polnisch-Schlesien

Mosaik

Es war eine Hitze in diesen Tagen, daß man kaum Lust hatte, sich aufzuhängen. An positive und nutzbringende Arbeit war überhaupt nicht zu denken. Wer irgend konnte, drückte sich davor, und nur die Unentwegten droschen ihren Skat tapfer weiter bei 35 Grad Celsius. Aber auch sie litten stark unter der hohen Temperatur, dieweilen das Reizvermögen stark herabgesetzt wird unter solchen Umständen. Manches gute Spielchen wurde verpaßt.

Und nicht nur im Skat, sondern auch in der hohen Politik. Wir Wojewodschaftler haben ja jetzt unseren Sejm, und wir freuen uns auch dazu. Haben viel Spaß an dem Spielzeug, und benutzen es verhältnismäßig oft. Erst vor kaum drei Wochen hat dieses Kindlein das Licht der Welt erblickt, und siehe, schon kann es gehen. Macht wenigstens die ersten Versuche, sich auf den eigenen, noch etwas schwachen Beinchen fortzubewegen. Schon hat der schlesische Sejm vier Sitzungen hinter sich. Inzwischen arbeiten die Kommissionen, daß es nur so raucht. Unsere Landesväter sind noch neu im Geschäft, und neue Besen kehren gut. Es herrscht eine Produktionsfreudigkeit, vorbildlich für uns Alle.

Nur, wie gesagt, die leidige Hitze! Und da passieren allerdings Sachen, die nicht vorkommen sollten. Teils an Unterlassungssünden, teils auch an gewissen Gehirnversteifungen. Die Herren von der Deutschen Wahlgemeinschaft zum Beispiel haben ein recht soziales Programm aufgestellt, und sie haben in diesem Zeichen ja auch gesiegt bei den Wahlen. Es kommt aber mehr auf das Pfeifen, als auf das Maulspitzen an. Und siehe da, die guten Politiker pfeifen ziemlich piano. Da haben die Sozialisten des hohen Sejm den Antrag eingebracht, die hohen Gehälter der Industrie etwas herabzusetzen.

Eine Sache, über die sich gewiß reden läßt. Man kann der Meinung sein, daß die Staatsinitiative hier vor den Privatinteressen halt zu machen hat. Das ist vom bürgerlichen Standpunkt aus begreiflich und verständlich. Aber wenn man schon, dann ganz. Wenn aber das politische Programm so viele Sozialisierungsvorschläge enthält, die noch erheblich weiter in die privatrechtlichen Verhältnisse des einzelnen Bürgers hineinreichen, dann darf man vor den hohen Direktorengehältern nicht ehrfurchtsvoll Halt machen. Uebrigens, der alte Präsident Hindenburg drüben im deutschen Vaterlande hat eben erst als Sparmaßnahme auch die Herabsetzung der Preise und der Löhne angeregt. Wobei er ganz gewiß nicht an die Löhne und Gehälter der unteren, ohnehin nicht besonders bezahlten Arbeiter und Beamten dachte. Und der Mann ist gewiß kein Sozialist.

Wir werden also nicht zu befürchten haben, daß die Säulen des Staates und der Privatwirtschaft zu wackeln anfangen. Es wird sich keine Mehrheit finden für den sozialistischen Antrag auf Beschneidung der Direktorengehälter. Und auch daran ist die Hitze schuld. Man macht keine Revolutionen im Juni. Hat das Wahlprogramm fein säuberlich eingerollt und eingemottet über die Sommertage. Das sind Dinge, an denen man sich im Winter erwärmt und begeistert.

Man wird also reden in den Kommissionen und Plenarsitzungen. Viel, lange und inhaltslos. Sieben verschiedene Parteiredner werden jede Sache von sieben verschiedenen Seiten beleuchten. Werden ein Brillantfeuerwerk an Geist und Witz losbrennen. Dazwischen werden die Kanonenschläge der Bolschewisten dröhnen, und vielleicht lassen die Herren Sanatoren auch ein paar Frösche zischen. Aber wenn das Feuerwerk abgebrannt ist, dann ists auch vorbei. Höchstens riecht es noch ein bischen. —

Und über dem Ganzen schwebt der Engel des Herrn, und er sieht dem Obersten Slawek ähnlich. Hat einen ungeheuren Wuschelbart wie der und trägt ein Schwert an seiner Seite. Die drei obersten Uniformknöpfe aber sind offen, und dazwischen steckt eine rote Mappe. In dieser roten Mappe aber steckt ein süßes Geheimnis. Aber wir wissen ja ohnehin, daß wir zu Ostern Eier kriegen können und zu Weihnachten die Rute.

Warten wir aso ab. — ky.

Mißtrauensvotum für Witczak

Dr. Witczak ist Vorsitzender der Geschäftsordnungskommission des Schlesischen Sejm. Gestern hielt die Geschäftsordnungskommission ihre dritte Sitzung ab und erledigte in der zweiten Lesung die neue Geschäftsordnung.

Gleich zu Beginn der Sitzung brachte der Abgeordnete Kendzior einen Mißtrauensantrag gegen den Vorsitzenden Dr. Witczak ein, der sich in der zweiten Sitzung ungebührlich benommen und die Kommission wiederholt beleidigt hat. Der Mißtrauensantrag wurde gegen die Stimmen der Sanacjavertreter bei Stimmenenthaltung der deutschen Wahlgemeinschaft, angenommen. Daraufhin legte Witczak sein Amt als Vorsitzender nieder.

Ob dies die Kultur fördert?

Was für Kulturblüten der Nationalismus manchmal zeitigt, ist aus einer Verordnung ersichtlich, die von seiten des Justizministeriums, das von dem Standpunkt ausgeht, daß die polnischen Nationaltänze stark hinter den fremden Tänzen zurückstehen und daß die nationalen Tänze gepflegt werden müssen, herausgegeben wurde, nach der in den Mittel- und Volksschulen während der Turnstunden der Unterricht für die nationalen Tänze als Pflichtfach einzuführen sei.

Wie hüben so auch drüben!

Es ist Tatsache, daß in Deutsch-Oberschlesien eine führende städtische Persönlichkeit vor einem breiten Publikum bemerkte, „die Bergleute hätten bis dahin nur gefaulenzt", welches die Arbeiter selbstverständlich erregte. Doch leider ist, anläßlich unsinniger Arbeitsausspannerei, obiger Persönlichkeit die Möglichkeit zu dieser Aeußerung geboten worden, was an Hand von Zahlen festzustellen ist. Trotzdem müssen wir sagen, daß es sich einem hohen, gebildeten (?) Stadtbeamten nicht zusteht, normale Arbeit gegenüber einem Sklavenfron als Faulheit zu bezeichnen. Diese Aeußerung bezeugt den Proletariern also, daß diese Schikanen von seiten der Oberen überall dieselben sind.

Es ist interessant, aber mit Bedauern, festzustellen, wie trotz Entlassung von 3—4000 polnisch-oberschlesischen Arbeitern in den Monaten April-Mai, die Tagesleistung bezw. die Monatsleistung nicht nur nicht gesunken, sondern sich noch wesentlich erhöht hatte, was aus nachstehendem ersichtlich ist: In 26 Arbeitstagen des Monats Mai wurden 1 485 000 To. gefördert, gegenüber einer solchen im Monat April bei 24 Arbeitstagen von 1 365 000 To. Das gibt im Mai pro Tag 57 148 und im April 56 877 To., was einer Tagesleistung von 261 To. für Mai mehr entspricht; also nachdem noch 3—4000 Arbeiter weniger beschäftigt wurden. Diese Errechnung ist so einfach, daß sie selbst der dümmste Gemeindevorsteher erfassen kann, geschweige denn ein Stadtpräsident.

Noch krasser tritt die Mehrleistung in der letzten Vergleichswoche des Monats Mai auf. Vom 19. bis 25. Mai wurden in 6 Arbeitstagen = 347 902 To. gefördert, vom 26. Mai bis 1. Juni an 5 Arbeitstagen = 315 239 To. Somit betrug die Tagesleistung in der vorletzten Woche 57 984 To. und in der letzten Woche 63 048 To. oder 5 064 To. täglich mehr. Auch die Haldenbestände wuchsen an Kohlen nur um 13 000 To. und die Koksbestände um nur 1 000 To. an, obwohl doch Deutsch-Oberschlesien im Vergleich zum Vorjahr statt 11 000 heut 30 000 Arbeitslose zählt. Diese Zahlen interessieren uns Poln.-Oberschlesier insofern, weil bei uns dieselben Verhältnisse zu verzeichnen sind, welches für die Solidarität der Kapitalisten von hüben und drüben bezeugt. R. B.

Zweikampf wegen der neuen Kathedrale

Die neue Kathedrale wird vom Ingenieur Wolanski gebaut. Die Bauarbeiten werden durch ein besonderes Baukomitee geleitet, das bekanntlich auch die Finanzsorgen zu tragen hat. Dem Baukomitee gehört auch der Bankdirektor Josef Dreyza aus Siemianowitz an, der angeblich den Bauleiter Wolanski, als er sich in die Finanzfragen hineinmischte, beleidigt hat. Daraufhin schickte Wolanski dem 67 jährigen Greis Dreysa seine Sekundanten zu, aber D. zeigte keine Lust, sich wegen der Bischofskathedralle zu duellieren und wies die Sekundanten, des gewesenen Oberst Wolanski, ab. Nach der Abweisung wurde ein einseitiges Protokoll verfaßt und dem Direktor Dreysa zugeschickt, der das Schreiben auch entsprechend verwendete.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Die Truhe

Von Friedrich Natteroth.

Bekanntschaften sind in der Großstadt schnell gemacht, ebenso schnell fallen sie auseinander. Belsen und Witt hatten sich im Lesesaal der Stadtbibliothek kennen gelernt. Der junge Mensch, ein Buch in der Hand wendend: Gedichte. Offenbar hatte er sich im Titel vergriffen. Auf einmal lag des Alten Hand auf seinem Arm:

„Lesen se nur. Ein gutes Buch. Der Verfasser sieht die Welt nicht in rosafarbener Tunke, nee, brutal, wirklich, wie se ist!“

Verwundert hatte Belsen aufgeschaut in das knochige, langschädelige Antlitz seines Nachbarn. Ein Arbeiter, der Gedichte las?

So waren sie ins Gespräch gekommen. Es ergab sich in der Folge, daß sie immer in der Bibliothek aufeinander warteten, um hier oder auf einem Spaziergang durch die Straßen sinnvoll vertiefte Gespräche zu führen über ein Buch, das sie gelesen hatten oder über Weltanschauungsfragen, die durch die außerordentliche Belesenheit des Alten in ihren Grundproblemen aufgerollt wurden. Dabei erkannte der Arbeiterstudent bald, daß Witt der Gebende war. Es war nicht nur Buchweisheit, Witt konnte aus einem schier unerschöpflichen Erlebnis- und Erfahrungsschatz das Anschauungsmaterial zu jedem Thema liefern, soviel war er in seinem arbeitssamen Leben in der Tat herumgekommen. So lenkte er die ideologischen Gedankenschlüsse des Jüngeren immer wieder auf den Boden der Wirklichkeit zurück und dieser hatte am Ende doch das Gefühl, mit beiden Füßen zu stehen.

Witt war zur See gefahren, er kannte wohl alle Hauptstädte und alle Menschenrassen in der Welt. In Australien hatte er als Maurer gearbeitet und in Amerika auf den Farmen, in Bergwerken und in Goldwäschereien. Er war von einer wundervollen Nachsicht einem Andersdenkenden gegenüber, aber der Grund hatte das Gefühl, daß Witt Recht habe und seine Nachsicht der eigenen Stärke seiner Lebensansicht entsprang. Das wirkte bei dem Alten gewissermaßen grotesk, denn bei aller Sauberkeit der Kleidung zeigte sich bei ihm eine bestimmte Dürftigkeit und Armut, die er eigentlich mit seinem eminenten Wissen hätte überwinden können. Um so mehr war Belsen erstaunt, daß Witt eines Abends nicht mehr in der Bibliothek erschien und fortan auch weg blieb. Er hatte geglaubt, daß diese Gespräche, diese still sich angebahnte Freundschaft für beide Teile ein Bedürfnis geworden sei. Aber, wie gesagt, Bekanntschaften fallen in der Großstadt schnell auseinander, der Alte mochte seinen Wohnsitz gewechselt haben oder es mochte sonst etwas vorliegen, er kannte ja so wenig von dessen Person.

Noch mehr aber erstaunte Belsen, als er eines Tages von der Arbeit heimkehrte und mitten in seiner Stube einen großen Koffer stehen sah. Es war eine Truhe aus Tannenholz, rot gebeizt, mächtig wie ein Sarg, aber höher gewölbt. Sie wirkte weder altertümelnd noch neu. Es war ein sogenannter Knechtekoffer, den man in der Großstadt nicht kennt, den aber Landarbeiter in Mitteldeutschland noch heute mit sich führen, wenn sie mit ihren Armseligkeiten den Dienst wechseln.

Belsen ging um den Koffer herum und besah ihn von allen Seiten. Sein wunderliches Vorhandensein in seinem Zimmer erschien rätselhaft, fast unheimlich. An einem der eisernen Handgriffe hing ein Zettel und der in Papier gebundene Schlüssel. Tatsächlich war die Sendung an ihn gerichtet. Jetzt fiel sein Blick auf den Frachtbrief, den die Wirtin in seiner Abwesenheit auf den Tisch gelegt hatte. Er verriet den Absender: Otto Witt, Petersburger Straße 123. Zum erstenmal erfuhr Belsen hieraus die Adresse seines Freundes. Was mochte den bewogen haben, dieses unförmliche Möbelstück ihm auf die Bude zu senden? Der Empfänger versuchte, den Koffer anzuheben, um daraus auf den Inhalt zu schließen, er war wie voll Blei.

Belsen begann in eigenartiger Erregung die Truhe zu öffnen. Sie war bis zum Rande hin mit Büchern gefüllt. Es war ein köstlicher Schatz, eine ganze Bibliothek, mit der Sorgfältigkeit eines bildungsbeflissenen Menschen gesammeln, was Belsen auf den ersten Blick erkannte.

Obenauf lag ein an Belsen adressierter Brief:

Nehmen Sie, junger Freund, diese Bücher als Geschenk, weil ich keine bessere Verwendung mir denken konnte, als sie Ihnen zu hinterlassen. Das Wissen, die Erkenntnisse, die Sie aus den Werken schöpfen, mögen Ihnen selbst als Waffe in Ihrem Lebenskampfe dienen, aber auch der Klasse nützen; der Sie und ich entstammen und für deren Befreiung sie zu kämpfen sich vorgenommen haben. Wenn Ihnen der Koffer Scherereien macht, so machen Sie Keinholz daraus, obwohl ich an diesem Gegenstand sehr gehangen habe. Es war das einzige Erbe aus meinem Elternhause und er hat mich auf meinen Lebenswanderungen getreulich mit begleitet. Alles ist vergänglich, nur die Zuversicht nicht, daß sich das Werk der Aufklärung vollendet. Ich selbst stehle mich still aus diesem Leben, das mir seit meiner schmerzensvollen Krankheit keine Aufgabe mehr zuerteilt als nur die, Ihnen gefällig sein zu können. In alter Freundschaft Ihr Otto Witt.

Belsen war für einen Augenblick wie von Sinnen, so sehr mußte er sich an den Gedanken gewöhnen, ein Toter schicke ihm hier seinen letzten Gruß. Still war der Alte fortgegangen, allein in seinem Tode, wie er im Leben allein als Einzelgänger gegangen war. Nur der Koffer stand da, das letzte seines Besitzes, sein Vermächtnis. Doch neben seiner Trauer erfüllte es Belsen mit Stolz, daß der Tote ihn gewürdigt hatte, diesen Besitz, seine guten Bücher zu übernehmen.

Belsen begann mit Eifer auszupacken. Stunden gingen mit dieser Arbeit hin, denn jedes Buch mußte erst einmal hin- und hergewendet und auf seinen Inhalt geprüft werden: ein köstlicher Genuß für einen Bücherfreund. Belsen dachte an den Koffer, was mit dem geschehen sollte? Hatte nicht im Brief eine leise Bitte wie um Schonung gestanden? Na, ein Unterkommen auf dem Boden oder sonstwo würde sich schon finden!

Bei der Betrachtung des aufgeschlagenen Koffers entdeckte Belsen auf der rohen Innenseite des Deckels einige Schriftzüge, verwischt, mit Bleistift hingeschrieben, wie vor langen Zeiten einmal notiert. Belsen entzifferte mit wachsendem Interesse die Anmerkungen einer des Schreibens ungewohnten Hand.

Voran stand ein Name mit großen Buchstaben gemalt: Otto Witt, geb. am 12ten Junius anno 1838. Das mochte der Name von Witts Vater gewesen sein. Darunter kamen Rubriken mit immer denselben gleichförmigen Worten und Zahlen: An Lohn erhalten Michaelis 1856 20 Thaler. Der Jahreslohn stieg 10 Jahre später auf 30 Thaler. Dann waren zwei Jahre übersprungen, es war der Krieg 70/71. 1872 begann die Rubrik wieder aufs neue. Der Lohn erhöhte sich auf 45 Thaler, um zuletzt bis zu 100 Thaler aufzusteigen. Fast dreißig Jahre war diese Rubrik durchgeführt worden, ein Zeichen dafür, daß die Truhe zur Aufbewahrung von Geld- und Familienpapieren gedient hatte. Denn rechts von den Zahlenkolonnen erschien eine andere Rubrik und voraus dieser stand ein Frauenname in Verbindung mit dem des Besitzers. Hinter beiden Namen war ein Herz mit den Initialen gemalt.

Es folgte die Familienchronik der Namen Witt. Gustav geb. 18. Febr. 1860. Ein Kreuz dahinter mit dem Datum eines Tages im Jahre 1866 deutete an, daß das Kind im Alter von sechs Jahren verstorben war. Acht solcher Eintragungen erfolgten untereinander von Knaben und Mädchennamen, nur bei den meisten stand das mysteriöse Kreuz und der Todestag dahinter. Unter den drei Geschwistern wo er fehlte, war auch Otto Witts Name als zweitgeborener. Den Beschluß machte der Name der Mutter, der auch am Anfang stand, und ein Kreuz nannte den Todestag, der mit dem jüngsten Kinde zugleich lautete. Es war eine reinliche und gewissenhafte Buchführung, die hier auf der Innenseite des Koffers verzeichnet war: links das „Soll“ und rechts das „Haben“.

Belsen war erschüttert, als er als Erbe diese Schrift zu deuten versuchte. Hier versagte jede Rechnung, jeder gute Wille, von einer „ausgleichenden Gerechtigkeit“ zu sprechen. Otto Witts Leben, sein Tod, erschien ihm plötzlich in ganz anderem Lichte. Auch Witt hatte schwer an dem Vermächtnis der Familie zu tragen, er sah deutlich, wie der junge Witt in seiner Jugend gehungert und gedarbt hatte bei dem 100-Thaler-Verdienst seines Vaters im Jahr. Aber Witt hatte sich mit eisernem Willen von dieser Abhängigkeit befreit. Er hatte die ganze Welt kennen gelernt, war ein Gebildeter geworden, wenngleich auch nur ein Arbeiter. Und plötzlich erkannte Belsen mit innerer Befreiung und Freude, daß ein Aufstieg wohl möglich ist, ja, daß er schon begonnen hatte. Dieser Querschnitt aus dem Leben vorausgegangener Generationen gezogen und sein und seines Freundes Witts Leben dagegen gestellt, bewiesen es. Ein kühnerer Entschluß rang sich in ihm hoch und sein Blick weitete sich über dem Haufen toter Bücher, toten Wissens: an der Befreiung seiner Menschenbrüder mitzuarbeiten in rastloser Arbeit!



Hinaus in die Ferne!

Verspätete Nebenbuhler

Von Bruno Brehm.

Als Katharina Lustig, die kleine, bucklige Näherin, zum Rattern der Maschine mit dünner Stimme den Kindern das Lied „Der Wirtin Töchterlein“ sang:

Der dritte sprach: das Mädchen wär' wert,
daß wir es teilten mit unserm Schwert...

dann die ruhelose Nadel stillstehen ließ, um, den kleinen Lauschern mit geschlossenen Augen zugekehrt, zu enden:

Sie legten es auf einen viereckigen Tisch
und teilten es wie einen Wasserfisch...

kam hastig die gnädige Frau ins Zimmer, wies unwillig die betretenen Kinder hinaus und ließ die Näherin hart an: es sei ihr, die man nur aus Gnade und Barmherzigkeit behalten habe, wegen des bösen Hustens doch oft genug verboten worden, mit den Kleinen zu sprechen oder diese gar durch Schauerballaden zu ängstigen; nun habe sie es sich nur selbst zuzuschreib, wenn man unter solchen Umständen auf ihre weiteren Dienste verzichten müsse.

Was blieb der buckligen Katharina Lustig, als sich die letzte Tür zum Verdienst hinter ihr geschlossen hatte, nun andres übrig, als sich daheim im kalten Zimmer in das Bett zu legen und einsam zu sterben?

Die unter ihren Habseligkeiten stöbernden Nachbarn fanden eine feine, seidenüberzogene Schachtel und in dieser eine Menge verschnürter Päckchen. Aber statt Ersparnissen — denn Bucklige sollen geizig sein — enthielten diese Päckchen nur eine Unzahl von Photographien schöner Männer, einerlei, ob es Kinoschauspieler, Sänger, Boxer, Fußballspieler, Priester, Flieger oder Hochstapler waren.

Ueber diese Duckmäuserei der armen Haut, die nie im Leben auch nur nach einem Mann geschielt hatte, war alles entrüstet. Niemand beachtete die sorgfältig aufgeschriebenen Plus- und Minuszeichen auf der Rückseite der Bilder, die in einer bestimmten, nur der Verstorbenen sinnvollen Reihenfolge gewisse Werte der Männerschönheit bejahten oder verneinten. Da sich, wie im Leben so auch im Tode niemand um Katharina Lustig kümmern wollte, wurde sie auf die Anatomie gebracht. Weil sie während der Ferien gestorben war, mußte sie in einem großen Lysolbottich einige Zeit auf die erst zu Semesterbeginn kommenden jungen Herren warten, denen an ihrem kümmerlichen Leibe die Geheimnisse und die Ungerechtigkeiten des Lebens gedeutet werden sollten.

Eines Tages holte man Katharina Lustig aus dem kalten Keller und legte sie auf einen Tisch mit einer gelblichen Marmorplatte.

Der Prosektor verteilte die Partien: Kopf — Hals, Brust — Arme und Bauch — Beine. Und da sich eine Leiche überdies auch widerspruchslos der Länge nach teilen lassen muß, so konnten sich sechs junge Herren, drei an jeder Seite, um die arme Näherin bemühen.

Die beiden Herren Kandidaten, der blonde Müller und der schwarze Meyer, deren Bilder die Näherin sicher mit lauter Pluszeichen versehen hätte, so schön und schmuck waren die beiden, wollten sich mit den ihnen zugewiesenen Leichenteilen nicht zurechtfinden.

„Herr Kollege“, fauchte der schwarze Meyer, „ich mache Sie aufmerksam, daß das Herz für mich reserviert ist!“

„Herr Kollege“, schnarrte der blonde Müller und wurde vor Aufregung noch schöner, „und ich mache Sie aufmerksam, daß Sie sich hier gar nichts reservieren zu lassen haben.“

Ach! Hätte Katharina Lustig doch wenigstens jetzt diese beiden sehen können, wie sie einander, herrlicher als Kinohelden, drohend gegenüberstanden.

„Herr Kollege, Sie kommen für mich nicht in Betracht“, erwiderte Meyer, „ich streite mich mit Ihnen nicht herum. Wollen Sie nicht einen Augenblick mit mir hinausgehen?“

Müller verbeugte sich knapp und folgte dem Meyer. Draußen auf der Straße neuerliche Verbeugung.

Meyer: „Ich bitte um Ihre Vertreter.“

Müller: „Stehe ganz zur Verfügung.“

Müller, der die Herzseite der Katharina Lustig behauptet hatte, machte sich, da er knapp vor dem Regorosum stand, hastig an die Arbeit. Während er rote Sublimatgelatine in die Arterien und blaue in die Venen spritzte, zwinkerte er höhnisch zu dem wütenden Meyer hinüber.

Drei Tage später standen sich die beiden Bewerber um Katharinens Herz auf der Bude der Germanen gegenüber. Beim dritten Gange sprang Meyers Säbelspitze ab und drang Müller durch das Auge in das Hirn. Alle Bemühungen, das fliehende Leben zu bannen, blieben erfolglos.

Meyer rannte zitternd nach Hause, packte hastig den Koffer und floh über die Grenze.

Als der Prosektor einige Tage später die Arbeiten der Studenten besichtigte, fand er an Müllers verwaistem Platz ein schön präpariertes Herz, das deutlich alle Entartungen eines verkümmerten Organs zeigte.

„Eine Arbeit des im Duell gefallenen Müller“, sagte einer der flüchtig aufblickenden Studenten.

„Eine ganz ausgezeichnete Arbeit“, lobte der Prosektor, das Herz in der Hand hin- und herdrehend, „wir wollen sie für das Anatomische Museum übernehmen.“

Die unbequeme Obrigkeit

Der Wagen war neu und kräftig und doch rüttelte das Bäuerlein häufig im Fahren an der Deichsel, als wollte er sie auf ihre Dauerhaftigkeit prüfen . . .

„Will's Gott, so hält sie vielleicht noch aus," murmelte er vor sich hin.

Der Himmel war heiter und der Weg vollkommen trocken. Desungeachtet waren sämtliche begegnenden Bauern bis zum Gürtel oder gar bis an die Brust durchnäßt.

„Wo haben die sich so zugerichtet?" fragte der Fahrgast.

„Es gibt eine Stelle" — entgegnete widerstrebend der Bauer.

„Wohl ein Sumpf?"

„Nein, kein Sumpf."

„Sind Regengüsse niedergegangen?"

„I wo! Seit drei Wochen hat es keinen Regen gegeben."

Zögernd schielte der Bauer nach dem Fahrgast.

„Wo sind Sie denn her?"

„Aus Moskau."

„So . . ."

„Was ist denn los, weshalb sind die Leute alle so durchnäßt?"

„Seit drei Monaten trieft der ganze Bezirk. Aber wer sind Sie eigentlich?"

„Ich reise in persönlichen Angelegenheiten. Ich will einen kleinen Handel eröffnen."

„Hundesöhne habt ihr dort in der Verwaltung. Sie werden uns unbequem."

„Weshalb?"

„Weil sie vom Proletariat kommen."

„Was ist übles dran?"

„Wir erleben wenig Freude an den Unsern. Die Intelligenz haben wir vertrieben, nun sitzen wir in der Patsche."

Der Beamte schaute den Weg entlang. Eine Fuhre kam daher. Und wieder trieften Pferde, Wagen und Bauern. Die beiden letzten Wagen waren ein Stück zurückgeblieben. Deren Vorderachsen trugen Pfähle statt der Räder. Mit losgelösten Speichen lagen die Räder obenauf.

„Nett?" wandte sich der Bauer zum Fahrgast.

„Was soll das endlich bedeuten?"

„Ja, fragen Sie nur. Dort kommen sie selbst — der Vorsitzende und der Sekretär."

Der Beamte drehte sich um. Ein Wagen war im Begriff, sie einzuholen. Zwei Männer saßen drin.

Sie hielten am Fluß. Der Kutscher sprang vom Bock, lief ans Ufer. Der Fluß war schmal, die Ufer steil, dicht bestanden mit Weidengebüsch. Die Pfeiler einer Brücke ragten aus dem Wasser. Senkrecht schnitt die Hügelwand ab. Drunten am Ufer hatte sich eine zerstampfte tiefe Höhlung gebildet, angefüllt mit schmutziger Flüssigkeit.

„Seit drei Monaten gehen wir in die Schwemme. Sie hatten uns Selbstbesteuerung auferlegt. Die Brücke ging in Stücke. Wir verlangten eine neue für das eingezogene Geld. Aber wir sollten selber bauen, das Geld sei für andere Zwecke verbraucht. Nun messen wir uns, wer den Sieg davonträgt. Den dritten Monat schon. Wäre er weichlich erzogen, so brauchte er nur einmal Wasser zu schlucken und er wäre fertig. Aber so ist er imstande und badet noch einen ganzen Monat auf diese Weise, wenn es warm bleibt."

„Worauf wartet ihr denn, so fahrt endlich los" — schrie der Vorsitzende die Voraussitzenden an."

„Baut doch die Brücke, so wird's besser gehen."

„Weshalb baut ihr sie denn nicht?"

Für uns ist's auch so gut genug."

„Für uns ist's auch gut genug," sagte der Vorsitzende.

„Der wahre Satan!"

Der dem Abhang zunächst stehende Bauer trieb das Pferd an. Es stieg auf die Hinterbeine, setzte hinab. Die Achsen krachten.

Der Bauer peitschte das Pferd, das über den Bauch im Wasser stand.

„So halt dich nach links," riefen ihm die am Ufer zu.

„So geht's nun zu," sagte der Fuhrmann.

„Du bist zu sehr nach links gegangen! Das Flußbett ist sandig. Die Sandmassen ändern täglich ihre Lage. Man trifft's nie."

„Weshalb treibst du denn wieder hierher, — rief der Vorsitzende dem Bauern zu, der ans Ufer geschwommen war und nun dastand, Hemd und Hosen klebend am Körper, die Hände mit gespreizten Fingern herabhängend zur Seite.

„Soll ich etwa ersaufen?"

„Na, Genosse Saweleff, nimm Platz," sagte der Vorsitzende zum Sekretär, der die Hosen auszog.

Alles rannte zum Ufer, um zuzusehen.

Das Pferd zog an und mit dem Wagen verschwand der Insasse unterhalb des Hügels. Wieder krachten die Achsen. Eine Sekunde lang stand der Wagen senkrecht in der Luft, indes die Vorderräder in die eingestampfte Bodenhöhlung versanken. Dann glitt er ins Wasser.

Er hat's ausgehalten," kam ein Bedauern vom Ufer.

„Halt dich nach rechts, sonst ergeht's dir wie dem Fomitsch."

Der Vorsitzende zog den rechten Zügel an. Mit einem Male waren nur noch 2 Menschenköpfe und ein Pferdekopf über dem Wasser. Der Vorsitzende schwamm eiligst ans Ufer . . . Der Sekretär trieb gegen das Ufergebüsch, klammerte sich dran, wie ein Ertrinkender.

„Du bist zu sehr nach rechts gegangen. Kann man's denn treffen? Ist halt Sand," sagten die am Ufer.

„Verwünschtes Gesindel" — rief der Vorsitzende.

„Geh zu Fuß, unterwegs wird's abfließen."

Der Vorsitzende ging, das Wasser aus den Aermeln schüttelnd.

Der Sekretär fischte die Hosen aus dem Wasser und rannte dem Vorsitzenden nach.

„Schau einer an! Da geht er, als wäre nichts geschehen. Wenn der Herbst kommt, wird sich's schon zeigen, wer den Sieg davonträgt."

Der neue Rektor der Prager deutschen Universität

ist der von der naturwissenschaftlichen Fakultät nominierte Professor Dr. Karl Cori, der Leiter des Zoologischen Instituts der Universität.

Admiralserinnerungen

Von Nathan Gurdus.

Abend für Abend kommt zu mir nach der Arbeit der frühere russische Admiral R.

Er kommt, trinkt einige Gläser Tee, spielt mit mir zwei Parteien Schach und geht wieder. Immer schweigsam.

Meistens sitzt er, trotz der Wärme im Zimmer, in seinem alten, zerschlissenen Mantel da, um seine goldstrotzende Uniform unter dem alten Zivilmantel zu schonen.

„Ja, der Admiral R., im Kriege oberster Befehlshaber der Schwarzmeerflotte, trägt auch heute als armer Emigrant eine glänzende Uniform.

Nur, da an der Stelle, wo früher die Admiralstressen waren, heute zierliche Goldbuchstaben leuchten „Grand-Hotel".

Er ist Liftjunge in diesem Hotel.

„Für einen Portier bin ich nicht repräsentativ genug," sagte er ohne Bitterkeit.

Heute kommt der Admiral etwas früher. Setzt sich, wie immer, hin, aber schiebt die Schachfiguren weg. Nanu, denk ich. Da zieht er auch schon eine alte vergilbte Zeitung aus der Tasche und sagt:

„Sehen Sie, das war vor genau zehn Jahren . . ."

Auf der ersten Seite der Zeitung steht der Admiral, umgeben von seinem Stab, und über seinem Kopf weht seine Flagge . . .

Ich blicke auf die ärmliche Gestalt mir gegenüber.

In solchen Momenten beginnen russische Emigranten immer zu weinen.

Nicht der Admiral.

„Das war ich," beginnt er mit vollkommen ruhiger Stimme, „aber wenn ich diese Gestalt auf der Kommandobrücke betrachte, so glaube ich gar nicht, daß ich das bin. Mir scheint dieser Mensch auf dem Bild so fremd. So fern liegt das alles. Die Erinnerungen an diese Zeit verblassen. Ich kann auch nicht in ihnen schwelgen. Mir scheint als hätte ich das ganze Leben im Fahrstuhl gestanden. Aber eine Erinnerung überkommt mich manchmal. An einen Augenblick meines früheren Lebens denke ich nur, und dann bin ich glücklich . . ."

Der Admiral setzt sich in einen Sessel. Ich blicke verwundert auf den sonst so Schweigsamen, der sich zum Weitererzählen bereitete.

„Wissen Sie," fuhr der Admiral fort, „wen ich heute getroffen habe? . . . Michailoff! Den früheren Kommandanten von Sebastopol, heute ist er Bote in einem Blumenladen. Michailoff ist ein Schweinehund gewesen. Gnade dem, der sein Untergebener war. Die Matrosen seiner Division quälte er so bestialisch, daß nicht selten Selbstmorde vorkamen. Dann, als die aufregenden Tage der Meuterei des „Potemkin" kamen, verwandelte sich Michailoff gänzlich in eine Bestie. Mit der Peitsche lief er herum. Wenn er auf der Straße erschien, liefen alle Matrosen und Soldaten in die Höfe. Jeden Tag hatte Michailoff seine Kriegsgerichtssitzung.

Todesurteile waren an der Tagesordnung.

Michailoff wollte seine Schneidigkeit in St. Petersburg beweisen! Ich haßte dieses Tier, aber er war schon damals Admiral und ich nur Kapitän, also hieß es, Maul halten. Dazu noch war ich als „Liberaler" verrufen. Zwei Matrosen waren in der Hafenwache, auf die hatte es Michailoff besonders abgesehen. Es waren Arbeiter aus Moskau, sicher Sozialisten, aber beweisen konnte ihnen Michailoff nichts und das machte ihn noch rasender. Eines Tages glaubte er zu sehen, daß einer dieser Matrosen ihn nicht vorschriftsmäig gegrüßt habe. Er ließ darauf alle beide vor dem ganzen Regiment auspeitschen.

Abends waren die beiden Matrosen desertiert. Und im Hafen fehlte ein kleines Segelboot. Sie wollten sicher die Türkei erreichen . . .

Im Offizierskasino lachte Michailoff bei seinem Abendwein . . .

Mit dem kleinen Segelboot, bei diesem Sturmwetter inmitten des Schwarzen Meeres . . . Nun, das Kriegsgericht hatte sich die Arbeit erspart! Nächsten Morgen lief mein Kreuzer auf hohe See zur Uebung. Von seinem Frühstückstisch rief mir Michailoff scherzend nach:

„Wenn Sie das Boot treffen, dann jagen Sie die beiden Hundesöhne zu ihrem Karl Marx!"

Haa . . . Haa . . . ha . . ., brüllte das ganze Kasino über den guten Witz.

*

„Stürmisches Wetter auf dem Schwarzen Meer!

Ich stand auf der Kommandobrücke, breitbeinig, um bei dem Stampfen und Schleudern des Schiffes das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Die jungen Offiziere neben mir hielten sich krampfhaft am Geländer fest. Weit und breit kein Fahrzeug, selbst die größeren Fischbarken hatten sich verkrochen.

Vor meinen Augen stand das kleine Boot mit den zwei Matrosen . . . Bei dem Wetter . . . Das Gelächter aus dem Offizierskasino klang mir noch in den Ohren. Haßvoll blickte ich auf die Offiziersuniform um mich, vergessend, daß auch ich das goldumnähte Tuch trug.

Stundenlang manöverierten wir. Schossen, wendeten. Fuhren in höchster Geschwindigkeit an der türkischen Küste entlang. Die See hatte sich beruhigt und auf einmal bemerkte ich während einer Schießübung links ganz nahe von uns ein kleines Segelboot. Sicher Fischer, dachte ich. Befahl, das Schießen einzustellen und richtete das Glas auf das kleine Fahrzeug. Mein Gott, war es möglich . . ., Ich wollte meinen Augen nicht trauen! Und doch . . . Im Boot standen zwei Mann aufrecht. Russische Matrosen. Zweifellos die beiden Deserteure!

Kalter Schweiß trat mir auf die Stirne. Ich überlegte blitzschnell. So nah an der türkischen Küste sind die beiden gerettet! Wenn ich sie aber „bemerke", muß ich sie aufnehmen und Michailoff ausliefern. Ich darf das Boot nicht sehen!

Da schreit neben mir mein Adjutant, das Fernglas auch auf das Boot gerichtet:

„Herr Kapitän, sind das nicht . . .?"

Wenn es jetzt die anderen Offiziere bemerken, sind die beiden verloren, denke ich.

Ich schreie den Adjutanten an:

„Sie sind verrückt, das sind türkische Fischer," und weiter brülle ich über das ganze Schiff:

„Die Herren Offiziere an ihre Plätze. Rauchbombenübung!"

Gott sei Dank, niemand achtet nun des Bootes, und da beginnen auch schon die Kanonen die Rauchbomben abzuschießen. Der Kreuzer des Zaren hüllte sich in Wolken, um ein kleines Boot mit zwei tapferen Sozialisten nicht sehen zu müssen!

Ich befahl Volldampf in die entgegengesetzte Richtung vom Boot. Jeder Stoß der Maschine klang mir wie Musik. Als wir aus den „Wolken" kamen, atmete ich auf, kein Boot zu sehen, niemand hatte etwas bemerkt.

Und den Adjutanten hörte ich hinter meinem Rücken sagen:

„Der Alte macht heute höllisch scharfe Uebungen . . ."

Acht Tage danach brachte die Presse die Nachricht, die Deserteure wären wie durch ein Wunder in der Türkei gelandet und diese wolle sie nicht ausliefern . . ."

*

Der alte Admiral hatte seine Erzählung geendet. Still fügte er noch bei:

„Heute hab ich dem Michailoff diese Sache erzählt, ich wollte, er sollte wenigstens jetzt platzen . . . Aber er hat gar nicht zugehört und mir nur immerzu erzählt, wieviel Trinkgelder er jetzt als Blumenboote bekomme. Ja, ich werde vielleicht auch in diesem Geschäft versuchen, anzukommen!"

Der arme Rentner

Von Albert-Jean.

Herr Karl Hantke pflegte zu sagen, daß niemand in unserer Zeit so schlecht gestellt sei wie ein Rentner. Wertpapiere fallen, alles andere steigt, nichts kriegt man für sein Geld, und das Wenige, was übrigbleibt, nimmt einem das Finanzamt weg! Herr Hantke besaß einen unglaublichen Erfindungsgeist, wenn es galt, seine Einkünfte — und die waren nicht gering — zu verheimlichen. Er tat es mit einer Energie, die, wenn er arm gewesen wäre, ihn sicher zu einem reichen Mann gemacht hätte. Die Ausfertigung der Steuererklärung kostete ihm ungeheure Anstrengung. Er schrieb Posten auf, zog ab, addierte, dividierte mit dem Bewußtsein, daß er als guter Rentner das Vermögen, das er von seinem Vater geerbt hat, vor einem grausamen und rücksichtslosen Feind mit allen Mitteln beschützen müsse.

Nichts greift einen Menschen so stark an wie Geldsorgen. Mit seinen vierzig Jahren hatte Herr Hantke die durchfurchte Stirn eines Denkers, die angestrengten Augen eines Gelehrten, die gelbe Haut eines Leberkranken und die bleiche Gesichtsfarbe der Blutarmut. Eines Tages begegnete er Lotte Lesewitz, einem von den entzückenden jungen Geschöpfen, die mit ihren kurzen Röcken und Bubiköpfen das Leben und Treiben in mondänen Badeorten verschönern.

Selbstverständlich hielt der ehrwürdige Karl Hantke seine Gefühle in den vom Anstand vorgeschriebenen Grenzen. Er war am wenigsten ein Verführer, aber Lotte gehörte zu den jungen Mädchen, die sich gut verheiraten wollen, und sie war bald über die Vorzüge einer Heirat mit ihrem lächerlichen Kavalier klar. Herr Hantke war der Ohnmacht nahe, als er sich zum erstenmal überzeugen konnte, daß dieses entzückende Geschöpf seine Anbetung wohlwollend entgegennahm und seine Bemerkungen über das Wetter und die Temperatur des Badewassers geduldig anhörte. In acht Tagen war es soweit, daß Herr Hantke sein Herz und sein Vermögen zu den Füßen der hübschen Lotte legen konnte. Sie hörte verträumt seinem Antrag zu.

„Ja", erwiderte sie, „ich bin sehr gerührt, Sie müssen aber zuerst mit meinen Eltern sprechen."

„Selbstverständlich," erwiderte er ehrerbietig.

„Ich werde Sie meinem Vater vorstellen, sobald wir in die Stadt zurückkommen."

Oh, wie war er glücklich!

Die Eltern der reizenden Lotte wohnten in demselben Stadtteil wie Hantke. Das kam dem glücklichen Freier wie ein gutes Zeichen vor. Sie bewohnten eine bescheidene Dreizimmerwohnung. Auch das war ein gutes Zeichen, denn es zeugte für ein sparsames Leben. Die Mutter nickte unaufhörlich — die Folge einer leichten Nervenkrankheit. Das fand aber Karl Hantke sehr liebenswürdig, der Vater machte dagegen einen weniger angenehmen Eindruck. Ehrlich gesagt, er sah sogar ziemlich roh und feindselig aus. Er fragte den Freier zuerst nach seinem Namen und Wohnung. Dann sah er ihn einen Augenblick scharf an und sagte: „Meine Tochter bekommt keine Mitgift. Sie wird auch nichts von uns erben." „Das hat nichts zu sagen," erwiderte Herr Hantke. „Ich habe Geld genug für uns beide. Ich darf mich sogar reich nennen."

„Was heißt reich?" brummte der unfreundliche Schwiegervater in spe. „Das kann ja jeder sagen."

„Ich kann es aber beweisen", sagte der Rentner eifrig. „Wollen Sie mir einen Augenblick Gehör schenken . . ." „Geben Sie es lieber schriftlich", sagte Lottes Vater und überreichte dem Bräutigam Papier und Tinte.

„Sehr gern, ich will alles, was ich besitze, sofort aufschreiben." Herr Karl Hantke schrieb alles auf, was er besaß und verheimlichte zum erstenmal in seinem Leben nichts von seinen sonst gut versteckten Einkünften. Herr Lesewitz las die Erklärung durch und sagte scheinbar befriedigt: „Das sieht allerdings sehr gut aus. Sie nehmen mir es doch nicht übel, ich muß ja wissen, mit wem ich zu tun habe, und wem ich meine einzige Tochter anvertraue. Eine Ehe ohne Geld ist doch gar nichts heutzutage. Ich muß aber trotzdem noch mit meiner Frau sprechen. Wollen Sie sich bis morgen gedulden?"

„Gewiß, gewiß", erwiderte Herr Hantke und ging von Hoffnungen beseelt nach Hause. Am nächsten Morgen fand er in seiner Post die Mitteilung des Finanzamtes, daß er wegen Steuerhinterziehung angezeigt worden sei — vom Oberfinanzsekretär Lesewitz!

(Nach dem Dänischen bearbeitet von A. Graese.)

Das Souper nach zwanzig Jahren

Novelle von Felix Langer.

Es war ein plötzlicher Entschluß, der Franz an seinem vierzigsten Geburtstag ans Telephon zwang und Isa anrufen ließ. Er hatte sie jahrelang nicht gesprochen, trotzdem erkannte sie seine Stimme sofort.

„Wie gehts?"

„Wie gehts?"

Die üblichen Fragen schienen Befangenheit auf beiden Seiten zu maskieren. Es war zwanzig Jahre her, daß sie miteinander befreundet gewesen, er, der Schule knapp entronnen und Lehrling einer Farben-A.-G., sie, gerade siebzehn geworden, Stenotypistin in einem Anwaltsbüro. Mit allem Ueberschwung der ersten Liebe hatten sie bei Butterbrot und Flaschenbier Feste gefeiert, die kein Krösus hätte für Gold erkaufen können. Heute war Franz Chef einer eigenen Fabrik und auch Isa hatte Karriere gemacht, ihr Anwalt hatte sie geheiratet. Schicksal, Schicksal, sie hätte zu lange auf Franz warten müssen, der zäh an seinem Ziel arbeitete, eigener Herr in einem eigenen Betriebe zu werden.

„Weißt du, daß ich heute Geburtstag habe," sagte Franz.

„Wirklich? Ich gratuliere. Natürlich, um diese Zeit herum war es ja immer. Der wievielte ist es denn?"

„Der Vierzigste."

„Kinder Gottes!" stöhnte Isa, „man wird alt."

„Es ist zwanzig Jahre her, daß wir einander kennenlernten," sagte Franz. „Willst du meinen Geburtstag mit mir feiern?"

„Ich?" Es klang überrascht, doch mit einem Anflug von Lüsternheit nach der Abwechslung, die der Anlaß verhieß.

„Eigentlich ginge es. Mein Mann ist verreist. Wo willst du . . ."

Es schien Franz zu billig, wenn er antwortete: bei mir. Er überlegte, dann sagte er: „Erinnerst du dich noch an den Tag, da wir zum ersten Male mit einander ausgingen? Es war an meinem zwanzigsten Geburtstag. Wir kamen zum Feenschloß am See und wären gern hineingegangen, aber ich hatte nicht genug Geld für das teure Restaurant. So gingen wir in ein einfaches Bräu und waren trotzdem sehr lustig. Wollen wir das Feenschloß heute nachholen? Ich habe einen neuen Wagen und mit dem Gelde wird es diesmal auch reichen."

Isa lachte. „Zwanzig Jahre sind immerhin eine lange Zeit, doch ich bin einverstanden. Du hupst um sechs vor meiner Wohnung?"

Isa war mit ihren Siebenunddreißig sehr jung geblieben, schlank und mädchenhaft. Die Illusion, daß es die einstige Isa sei, mit der Franz ins Feenschloß fuhr, wurde höchstens durch die Kostbarkeit ihrer Kleidung gestört, die sich von ihren billigen Mädchenkleidern wesentlich unterschied. Sie erzählte von ihren Kindern, in zwei Jahren würde der Junge sein Abitur machen und auch ihr Mädchen wolle studieren. Sie selbst sei im Sommer in Scheveningen gewesen, für den Herbst sei Oberitalien geplant, was man im Winter machen würde, wisse man noch nicht.

Franz, der Isa in einer leicht sentimentalen Stimmung erwartet hatte, geneigt zu Reminiszenzen, mußte unwillkürlich in Isas Fahrwasser kommen und mit Gleichwertigem aufwarten, mit Reisen, Neumöblierungen seiner Wohnung und gesellschaftlichen Plänen für die Saison. Als sie am Feenschloß hielten, erkannten sie es nicht mehr, es war renoviert worden.

„Es war aber auch schon sehr nötig," sagte Isa, „man konnte in den Räumen nicht mehr recht sitzen, geschweige denn tanzen." Das Essen sei auch nicht mehr auf der Höhe gewesen und die Bedienung salopp. Man gehe jetzt lieber zu „Tiensin" am anderen Ufer, man müsse dort mit dem Auto über die Fähre und das eben sei das Erregende und gesellschaftlich Verlockende. Uebrigens seien Goblers mit ihrem Horch neulich beinahe ins Wasser gefallen.

Franz hatte ein besonderes Souper zusammenstellen wollen, Isa, hatte widersprochen, sie lebe nach Kalorien, höchstens eine Tasse Tee ohne Zucker dürfe sie heute noch zu sich nehmen, kein Verführungsversuch könnte sie erschüttern. So kaute Franz an einem Schnitzel und nippte an einem Glase Mosel, während Isa, da sie nichts aß, ohne Unterbrechung erzählte . . . Und Franz mußte unwillkürlich denken, daß sie damals, als süßer Balg von siebzehn, kaum ein Auto von einer Dampflokomotive unterschieden hatte, ein Ausflug in der überfüllten Elektrischen hatte sie mehr entzückt, als heute vielleicht Oberitalien plus Scheveningen, auch von Kalorien hatte sie nichts gewußt. Aber entzückend war sie gewesen, jung und natürlich. Nicht abzusehen, wie sie sich damals gefühlt hätte, wenn er damals an seinem zwanzigsten Geburtstage die paar Mark für ein Abendessen im Feenschloß hätte entbehren können, das sie heute nicht mehr mondain genug fand. Es war ihm plötzlich, als sei es sehr lächerlich, daß er hier mit Isa zusammen saß, um einen guten Tag zu feiern, der im Grunde genommen gar nicht feiernswert war.

Ein Pärchen erschien auf der Terrasse, ein Jüngling mit Brille und langen Haaren, das Mädel blond und bildhübsch. Der Ober kam mit der Speisekarte. „Können wir Kaffee und Kuchen bekommen", fragte der Jüngling. Mit verachtend-überlegenem Achselzucken legte der Kellner die Speisenkarte fort und korrigierte betont, „Mokka in Kännchen!"

„Haben Sie nicht Kaffee in Tassen?"

„Nein," knurrte der Ober. Zögernd bestellte der Jüngling.

Franz hatte zugehört und mußte lächeln, schmerzlich durchklungen. Es war ihm, als sei er selbst der Jüngling, vor zwanzig Jahren, und Isa das Mädchen vor der gleichen Frist. Genau so hatte er damals im Restaurant bestellt, wenn sie zusammen ausgegangen waren. Mit einem seltsam beglückenden, beinahe väterlichen Gefühl betrachtete er die beiden jungen Menschen, die sich in dem eleganten Restaurant nicht überaus wohl zu fühlen schienen, weil sie beide wahrscheinlich an die durch die unerwartete Mehrausgabe gebotenen Sparmaßnahmen für morgen denken mußten.

Franz erhob sich und ging dem Ober nach, von einem plötzlichen Einfalle getrieben. Er bestellte ein Souper wie er es für sich und Isa hatte bestellen wollen. „Wenn wir fort sind, servieren Sie es den jungen Herrschaften und geben Sie ihnen diesen Zettel." Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und kritzelte ein paar Worte. Dann zahlte er und holte Isa, die sich indessen zum Aufbruch bereit gemacht hatte, d. h. mit Lippenstift und Rouge koloriert hatte. Sie wollte geradeswegs zum Auto, doch Franz zog sie beiseite hinter die Weinumrahmung der Terrasse, von wo aus man das junge Pärchen sehen konnte. Gerade servierte der Ober die Vorgerichte und überreichte den Zettel. Der Jüngling nahm ihn erstaunt entgegen, das Mädchen streckte neugierig sein Näschen über den Tisch, und er las: „Bitte lassen Sie sich diesen kleinen Imbiß so gut schmecken, wie er dem Absender vielleicht geschmeckt hätte, wenn er so jung und so glücklich wäre wie Sie."

Die beiden sahen einander verblüfft an. Der Jüngling schien gesonnen, mit Männerstolz den Ober herbeirufen zu wollen, weil sich in seiner Brust offenbar Abwehrgefühle gegen das Geschenk regten, das überdies vielleicht ein schlechter Scherz, nachträglich mit einer hohen Rechnung zu zahlen, sein könnte. Da kam der Ober wieder und entkorkte den Wein. Eva lächelte Adam an, gewillt ihn zum Apfelschmaus zu verführen, und die Gesten des Obers schienen zu erläutern, woher die Spende kam. Der literarisch bebrillte Jüngling schien zu begreifen, daß das Erlebnis vielleicht einen tragischen Hintergrund haben mochte, als die lockenden Delitatessen auf dem weißen Tischtuch vermuten lassen konnten und formulierte offenbar jetzt seinen Eindruck tiefsinnig-philosophisch, denn über das Gesicht des Mädchens huschte der Schatten echt weiblichen Mitleids, als begriffe sie, daß es sich um nicht ganz glückliche Liebesangelegenheiten handle. Aber der Hunger und die Jugend siegten in beiden über die sentimentalen Regungen und während Franz, ernster geworden, als ihm recht war, die sacht begreifende Isa zum Wagen entführte, griffen die beiden jungen Menschen übermütig zu und die Krebsscheeren krachten zwischen ihren Zähnen.



Die 700-Jahr-Feier von Alt-Landsberg

die zu Pfingsten begangen wurde und in einem historischen Festzuge die Vergangenheit des märkischen Landstädtchens aufs neue auferstehen ließ.

Einer und das Paar

Von Paul Behlau.

In einer engen, ewig grauen Gasse wohnte der Klavierspieler Franz Nagel. Drei Stockwerke hoch, nach hinten heraus, lag seine Kammer. Er war kein Begnadeter. Trotzdem war ihm die Musik alles: Lebenszweck und Liebste. Seine Eltern waren früh gestorben, Geschwister hatte er nicht; von Verwandten hatte er nie etwas gehört. Ohne Liebe war er groß geworden. Schon als Kind — er gehörte zu den vorzeitig ausgereiften — hatte er vielfach unter den Erwachsenen tuscheln hören, ihm wäre besser gewesen, er hätte die Welt nicht gesehen. Er war ein häßlicher Mensch. Auf langen, dünnen Beinen schleppte er seinen mißgestalteten Oberkörper. Tief zwischen den breiten, hochgezogenen Schultern ruhte ein großer, fast unbeweglicher Kopf. Zwei senkrechte Falten begrenzten seitlich den großen Mund, der schief nach dem rechten Ohr hinauf das blasse Gesicht furchte. Wenn Franz Nagel unter Leuten war, verschärften sich die drei Striche im Gesicht so, daß es schien, als wäre es aus drei ungleichen Stücken zusammengesetzt. Beim Sprechen stach ein einziger gelber Zahn gegen die Oberlippe, die sich dann noch mehr gegen das Ohr hob. Die Kinder, auch die Leute seiner Gegend, nannten ihn den Kapuzenmann, weil er nie, sogar an heißen Sonnentagen, anders als in einer graugrünen Pelerine gesehen wurde.

Franz Nagel litt unter seiner Ungestalt. Er fühlte sich nicht als Mensch: Die Menschen sahen weg, wenn er seinen Weg ging. Er fühlte sich nicht als Tier: Ein Tier sucht und findet, wenn seine Zeit gekommen ist, das andere Geschlecht. Franz Nagel war ein Nichts. Das wußte er; er verschloß sich den Menschen, gewöhnte sich daran, sie zu hassen, sich selbst zu zermartern an dem Bewußtsein seiner Ueberflüssigkeit.

Montags und Donnerstags war Franz Nagel frei. Dann spielte er am eigenen Klavier. Fern vom Dunst der Kneipen, losgelöst von den leichtfertigen Rhythmen der Schlager griff er mit seinen langen, stockdünnen Fingern in die Tasten. Aus abgegriffenen Noten, die er billig bei einem Lumpenhändler erstanden hatte, spielte er. Sonaten von Beethoven waren es, die ihn hinaushoben über das Grau seines Daseins, die ihn hineinrissen in das Spiel der Gefühle.



Kirschernte!

Ein milder Frühsommerabend war herabgekommen. Mehr als sonst sehnten sich die Menschen nach Zweisamkeit. Das große Drängen der Jahreszeit strömte heiß durch das Blut jeglicher Kreatur. Auch in Franz Nagel pulste Unruhe. Zu den Martern, die schon sein Bedürfnis geworden waren, gesellte sich die unbändige Sehnsucht nach dem Weibe. Mächtig kam sie über ihn wie bei einem gesunden Menschen. Er floh an das Klavier. Fieberwirr griff er über die Tasten. Beethoven war ihm nichts in solchen Stunden; der war ein ganz anderer. Sich selbst spielte er, seine Träume, seine Hast, seine Verworrenheit, sein wildes Begehren, Akkorde schwollen und ebbten ab. Erschöpft horchte er den verzitternden Klängen nach. Lange saß er und starrte vor sich hin. Und als wie aus der Tiefe eines Traumes das Erwachen kam, fand er, daß es drückend schwül war in seiner Kammer. Er trat an das niedrige Fenster, lehnte sich weit hinaus und atmete den leisen Duft ferner Lindenblüten.

Milde, helle Sternennacht war herabgedämmert. Schwach nur kam der Lärm der Straße herauf. Aber nahe, ganz nahe war dunkles Geflüster. Dem ging er mit seinen Augen nach. Zwei junge Menschen sah er auf einem Balkon, der eigentlich das Dach eines am Nebenhause angebauten Wagenschuppens war. Blumengerank lief rundherum. Ein Paar war es. Die Frau saß auf dem Schoß des Mannes und hatte leicht den Arm über seine Schulter gelegt. Franz Nagel sah auf die jungen Menschen herab und hatte Freude an dem Bilde. Aber dann brach ein Verlangen aus ihm heraus. Er fuhr zurück; ihm war, als müßte das Paar ihn bemerken. Dennoch zog es ihn wieder ans Fenster. Starr, lauernd wurde sein Blick. Aus dem Geflüster der beiden sprang verhaltenes, glockenhelles Kichern herauf. Beinahe kindlich gebärdete sich das Paar. Franz Nagels Augen lösten sich von den Blumen, die das Paar umgab. Sie umfingen die Gestalt der Frau; sie suchten die Brust; sie bohrten sich in den Schoß. Weiter beugte er sich hinaus. Brennende Gier fraß in seinem Körper. Das Paar küßte sich. Franz Nagel stöhnte auf. Sein Herz setzte aus und jagte dann wieder in tollen Sprüngen. Die roten Blumen, die vom dämmernden Nachthimmel matt erhellt wurden, leuchteten dunkel herauf. Das lichtblaue Kleid des jungen Weibes und die braune, etwas entblößte Schulter spielten in den zarten Zusammenklang der Farben hinein, und um alles wob sich die liebliche, sinnbetörende Frühsommernacht.

Da fuhr Franz Nagel zurück von diesem Bilde. Er strich über seine heiße Stirn und beruhigte die Augen an der Dunkelheit der Kammer. Fest preßte er die Lippen zusammen. Er fühlte, daß es niedrig war, was in ihm tobte. Niedrig! Das Wort lag ihm im Munde. Bitter war es. Stunden, Monate, Jahre zuckten in ihm auf. Kein Wechsel, kein Licht war je über ihn gekommen; kein klar gehendes Gefühl hob ihn auch nun hinaus über diesen Aufruhr. Jedes Wesen hätte er in diesem Augenblick an sich reißen können; nur ein Weib mußte es sein. Unwillkürlich spreizte er weit die Arme und holte sie brünstig an sich. Er sah nach dem Manne. Jeden Mann hätte er nun töten mögen, weil er ein Mann, weil er kein Feind war im Kampf um das Weib. Zorn zuckte um seinen Mund. Eine Eifersucht stand in ihm auf. Die drängte ihn, hinunter zu springen. Er riß sich zurück. Irgendeinen Gegenstand ergriff er, doch der entfiel seiner Hand, bevor er ihn noch recht umklammert hatte.

Und wieder starrte er auf das Paar hinab, das nun nicht mehr sprach. Still war es über den Dächern. Die dunkelroten Blumen wiegten sich im Lüftehauch. Lang und tief atmete Franz Nagel. Das Blut ebbte ab; leer wurde es in ihm, immer leerer, und er wußte nicht mehr, ob er noch war. Oder waren nur Sinn und Verstand gestorben? Dann mußte es schön sein jenseits der Sinne, jenseits des Verstandes.

Als Franz Nagel wieder zu denken anfing, war nur noch das eine in ihm: Nicht Mensch, nicht Tier. Wie ein Metallblock, der ihn niederzog, lag das in ihm. Er schloß die Augen. Die wundersame Stille der Nacht floß wie ein milder, kühler Strom in ihn hinein. Er glitt langsam vornüber und glaubte zu schweben. Ein Hindernis fühlte er irgendwo. Er stieß es zur Seite. Nun, nun war es gut. Er schwebte wieder. Alles erschien ihm leicht und licht.

Es geschah ein kratzendes Geräusch an der Mauer, und drei Stockwerke tief, unten im Dunkel des Hofes, dröhnte dumpf der aufschlagende Körper.

Paul Behlau.

Der Sensenkauf

Von Koloman Mikszath.

Ich war einmal Zeuge, als Gevatter Gregor Tschomak in eine Eisenwarenhandlung trat.

„Schönen guten Tag!" sagte er.

„Was wünschen Sie?"

„Ich könnte gerade eine Sense brauchen."

Der Kaufmann springt auf und legt einen Berg Sensen vor ihn hin. Tschomak blinzelt feindlich in die Richtung der Sensen.

„Marke „Kanone", wenn es dem Herrn recht ist," sagte er, sich mit verachtungsvoller Gebärde von den Sensen abwendend.

Der Kaufmann schichtet die Sensen (Marke „Büffel") wieder in das Regal und bringt ein paar von der verlangten Marke.

„Es wird dort noch mehrere geben," meint Tschomak, über die Schulter zurücksprechend.

Der Kaufmann schleppt geduldig alle Sensen mit Kanonenmarke herbei.

Gregor Tschomaks Augen gleiten an allen entlang, doch nicht um die Welt würde er eine davon berühren. Er beginnt sich den Kopf zu kratzen.

„Na, wo fehlt es noch?"

„Daß ich eigentlich doch lieber die Büffelmarke sehen möchte."

Was konnte er tun, er schleppte noch einmal alle Sensen, Schutzmarke „Büffel", herbei.

Gevatter Gregor ist die Sache jetzt selbst schon etwas peinlich und er nimmt „scheinbar zufällig" eine unter den vielen in die Hand.

Er schließt erst das rechte Auge und sieht daran entlang, dann schließt er das linke Auge, während er die Sense bereits senkrecht in der Hand hält, dann läßt er sie mit der Spitze zur Erde herab, schließlich hebt er sie über seinen Kopf und schielt sie von unten lange an:

„Was könnte sie kosten?" wirft er gleichgültig hin.

„Zwei Gulden."

„Diese Sense?" fragt er spöttisch. „Das kann nicht sein! Diese Sense hier?"

Er legt sie auf das Pult und zieht mit der Hand eine Linie in die Luft, dort, wo der Griff sein wird, wie sich das dann ausnehmen würde. Dann fühlte er mit seinem hornharten Daumen über die Schneide auf beiden Seiten, beklopft sie an vier, fünf Stellen mit dem Knöchel des Zeigefingers, endlich senkt er sie zur Erde und biegt sie über dem Knie.

„Hm ... na ... Wirklich zwei Gulden?"

Der Kaufmann schwört, er könne nichts nachgeben. Er selbst hätte so viel dafür bezahlt.

„Gebrannt ist sie nicht gut, das weiß der Herr selbst."

„Die allerfeinste englische Sense."

„Aber, aber, der Herr braucht mich nicht zu verulken. Die ist aus einer alten Sense zurechtgehämmert."

„Bestes Material! Die hält ewig."

„Wenn sie nicht schartig wird," bemerkte Gregor Tschomak lachend.

„So eine Sense hatten Sie noch nie."

„Wer — ich? Für wen hält mich der Herr eigentlich?"

„Sehen Sie sich nur bitte diese Sense an."

„Ansehen? Wozu ansehen? Sense ist Sense. Eine ist wie die andere. Fällt mir nicht ein, sie anzusehen. Durch Zufall habe ich diese gewählt. Also heraus mit der Farbe, schnell, was wollt Ihr dafür? Ich habe dringend auf dem Markt zu tun."

„Ich sagte bereits, zwei Gulden!"

„Hat der Herr denn gar kein Gewissen? Zwei Gulden für so ein Ding? Wenn ich nur wüßte, was daran wertvoll ist."

Daraufhin untersucht er die Sense noch einmal, schwingt sie durch die Luft, dann geht er mit ihr hinaus wegen des besseren Lichtes. Von der Schwelle ruft er zurück:

„Meinen Hut habe ich drin gelassen."

Dort draußen läßt er die Sonnenstrahlen über die Klinge tanzen, die lustig über die glatte, blaue Fläche laufen. Er hebt sie zum Munde hoch, haucht darauf und wartet hingebungsvoll, welche Fläche der Atem verschleiert hat und wie schnell sie sich wieder klärt. Dann läßt er sie auf den Pflastersteinen erklingen.

„Einen verrückten Klang hat sie," brummte er und darauf schlurft er in das Geschäft zurück, auch jetzt noch bedenkend. „Ihr Klang paßt mir nicht. Läßt mir der Herr sie um achtzig Kreuzer oder nicht?"

„Einen Groschen will ich nachgeben. Nehmen Sie sie um einen Gulden neunzig."

„Das geht nicht, sie ist es nicht wert. Meine Kinder würden mich entmündigen. Wie ich früher sagte, ja oder nein?"

„Billiger gebe ich sie nicht her."

„Dann Gott befohlen!"

Er geht hinaus, aber nur bis zur Mitte der Straße, von hier kehrt er gleich wieder um und ruft noch einmal zur Tür hinein:

„Ja oder nein?"

„Nein."

Verwirrt, kopfschüttelnd dreht er seinen fettigen Hut in den Händen.

„Na, mit so einem hartherzigen Menschen hatte ich bei Gott noch nicht zu tun, seit ich bei Vernunft bin. Wissen Sie was, Herr? Legen Sie diese Sense hierher in die Ecke. Ich will mir die Sache noch draußen etwas überlegen."

Nach einer guten Stunde kehrt er zurück mit einem anderen Gevatter.

„Da bin ich," schnauft er, sich den Schweiß von der Stirn wischend, „das ist mein Schwager aus Borkendorf, Gevatter Komot. Wir haben uns die Sache so überlegt, daß auch er eine Sense kauft, wenn es schon so ist, denn dann wäre es nur in der Ordnung, wenn wir zwei Sensen kauften, daß jeder die seinige billiger erhält."

„Ich kann sie nicht billiger hergeben ... Das habe ich schon hundertmal gesagt."

„Der Herr möge sich's überlegen, nur keine Uebereilung."

„Ein Wort, dabei bleibt es."

„Sie geben nichts nach?" schnaubt er zornig.

„Nicht einen Heller," antwortet jener bestimmt.

„Also dann, was soll ich sagen?" meint er besänftigt.

„Sagen Sie, was Ihnen paßt. Ich rede nicht mehr mit Ihnen."

„Na na, man darf nicht gleich alles übelnehmen. Wenn Sie kein Wort mehr für mich haben, dann her mit Ihrer Hand."

Jetzt schlägt Gregor Tschomak fröhlich ein.

„Ein Hund, den er gereut. Das Geschäft ist perfekt."

Mit langsamer Feierlichkeit beginnt er, sein Leibchen aufzuknöpfen, während er seine Augen nicht um die Welt von der Ecke abwendet, wo die gekaufte Sense an der Mauer lehnt.

„Da schau," blitzt es durch sein Hirn, „diese Sense scheint mir krummer und kleiner zu sein."

Mit einer Miene des Verdachts betrachtet er die Bedienung des Ladens. Dann packt er die Sense und wägt sie in der Hand, um ihr Gewicht festzustellen.

„Das ist eine andere Sense," bricht er unmutig aus, „ich soll erlahmen, wenn das meine Sense ist."

Und plötzlich knöpfte er die Bleiknöpfe seiner Weste wieder zu.

„Wie könnte es eine andere Sense sein? Machen Sie keine Geschichten, Gevatter, sonst verliere ich die Geduld!"

„Aber, aber ... Hm, hm ... Aber warum hat mich auch der Teufel von hier fortgelockt. Ich bin selbst schuld. Da haben wir's! Was soll ich jetzt beginnen?"

„Aber ich sage Ihnen ja, daß es die gleiche Sense ist."

„Diese hier? Ich habe ja auch meine zwei sehenden Augen."

Er zieht die Klinge über den Daumen, biegt sie am Knie, klopft sie ab, trägt sie auf die Straße hinaus, schlägt sie an das Pflaster, haucht darauf, schwingt sie durch die Luft und kommt traurig zur Tür herein gewankt.

„Sie ist es nicht! Für die hier kann ich nicht mehr geben als einen Gulden fünfzig."

„Machen Sie hier kein Theater. Wenn Ihnen die Sense nicht paßt, dort sind die übrigen, wählen Sie eine andere."

„So verrückt bin ich nicht, mich noch einmal von neuem zu ärgern. Es bleibt bei dieser Sense, aber zu angemessenem Preise, denn sie ist weniger wert.

„Ich will kein Wort weiter hören."

„Wie? muß wirklich ich den Verlust tragen? Gut. Nimmt der Herr mir wirklich diesen Ueberschuß ab? Kann er's verantworten?"

„Zahlen Sie schnell und halten Sie hier keine Predigten."

„Gut!" ruft Gevatter Gregor Tschomak bitter aus. „Der Herr soll recht haben. Aber schneiden wir die Wahrheit in zwei Hälften, damit mir keine Ungerechtigkeit widerfährt. Teilen wir die vierzig Kreuzer."

„Ich teile nicht."

„Na, denn, hier ist das Geld! Da haben Sie es!"

Er macht sich wieder daran, sein Leibchen aufzuknöpfen, aus dessen innerster Tasche er unter vielen Aechzen einen Strumpf herausfischt. Aus der untersten Ecke des Strumpfes zieht er eine Guldennote und gibt sie dem Kaufmann.

„Den Rest will ich gleich dazuzählen."

Aus der äußersten Westentasche zog Gregor Tschomak jetzt zwei Groschen, aus der anderen Tasche vier Kreuzer.

„Wie ist das gleich? Vierundzwanzig ..."

Er langte in seine Hosentasche, wo er dreiunddreißig Kreuzer entdeckte.

„Vierundzwanzig und dreiunddreißig, das sind siebenundfünfzig. Wieviel fehlt noch?"

„Noch dreiunddreißig Kreuzer ..."

„Stimmt," meinte er mit unschuldigem Gesicht, „aber das wird schwer halten."

Und inzwischen beobachtet er mit freundlichem Gesicht die Stimmung des Kaufmann.

„Hopp ... das heißt ... warte nur, warte. Wohin habe ich es gesteckt? Was glauben Sie, Gevatter? Aha, es wird hier im Tuch verknotet sein."

In der Ecke des weißen Leinentuchs waren wirklich zwei Groschen eingeknotet.



Mit dem diesjährigen Jugendpreis deutscher Erzähler ausgezeichnet

der von der Deutschen Buch-Gemeinschaft Berlin dem Verbande Deutscher Erzähler alljährlich in Höhe von 10 000 Mark gestiftet wird, wurde Studienrat Dr. Anton Gabele aus Koblenz-Oberwerth.

„Das ist der Samen, Herr Wohltäter," sagt er freundlich, „wo nichts ist, hat selbst der Kaiser das Recht verloren."

„Noch dreizehn Kreuzer," drängt der Kaufmann unerbittlich, „Machen Sie doch keinen Tanz, Herr Wohltäter. Wozu wäre das gut? Auch so bekam ich eine schlechtere Sense als die erste. Und dann habe ich nicht einen roten Heller bei mir, ich vergaß das Geld auf dem Wagen in der Manteltasche. Sie können doch nicht verlangen, daß ich so weit laufe, wegen der paar Heller. Wir werden ein andermal auf gleich kommen."

„Ich will die ganze Summe. Holen Sie das Geld, die Sense läuft nicht davon."

Aber jetzt ergriff Gregor Tschomak die Wut:

„Was, so gering ist meine Ehre hier?" Mein Vater und mein Großvater waren Bürgermeister, alle beide, damit Sie es wissen, Herr. Ich bin nicht auf dem Misthaufen gewachsen. Hauen Sie ihm diese dreizehn Kreuzer hin, Gevatter!"

Und damit packte er beleidigt die Sense.

„Gehen wir, Gevatter ..."

In der Ladentür drehte er sich mit schadenfrohen, hinterlist'gen Augen um, zuckte mit den Schultern und brüllte, die Sense wie ein Sieger schwingend, in den Laden hinein.

„Soviel kann ich jedoch dem Herrn verraten, das war seine beste Sense, die übrigen sind keinen Schmarren wert."

(Aus dem Ungarischen von Alexander von Sacher-Masoch.)

Revolte im Büro

Fräulein Hilde, die Stenotypistin, hämmert rasend Schreibmaschine. Ueber altmodisch hohen Pulten liegen die Herren: Versandleiter Müller, Lohnbuchhalter Schmidt. Wie lauernde Luchse! Am 31., 19.35 Uhr.

Im Büro einer kleinen Fabrik. —

Das hat seine Vorgeschichte. (Nicht das Büro, sondern —.) Noch vor einem halben Jahre wäre es keinem Menschen eingefallen, die übliche Bürodienstzeit, die 18.35 Uhr endete, zu überschreiten. Dann aber kam die große Rationalisierung. Sie begann damit, daß der Chef des Hauses einesteils die Anschaffung einiger moderner Büromaschinen und andernteils die Abschaffung einiger veralteter Angestellten erwog. Die Rationalisierung konnte jedoch nur halb durchgeführt werden. Sie endete, nachdem die veralteten Angestellten entlassen worden waren. Es erwies sich nämlich, daß die modernen Büromaschinen zur Rationalisierung gar nicht benötigt wurden, denn die hinterbliebenen Kräfte arbeiteten einfach täglich 1 bis 2 Stunden länger. —

Also hämmert Fräulein Hilde, die Stenotypistin, rasend Schreibmaschine, also liegen über altmodisch hohen Pulten die Herren: Versandleiter Müller, Lohnbuchhalter Schmidt. Wie lauernde Luchse. Aus bestimmten Gründen! Am 31., 19.35 Uhr. Im Büro einer kleinen Fabrik. —

*

Da gibt es plötzlich einen lauten Knall! Verantwortlich zeichnet dafür ein Expedient namens Rübe. Den Effekt erzielte er vermöge seines Temperaments und einer Tür. Wenn man ihn genauer betrachtet, hat man die Empfindung, daß er im Bauche eine Landbundhöllenmaschine trägt, die exakt 19.36 Uhr explodieren wird.

Welche Wirkung der „Knall vermöge Temperament und Tür" auf die drei, moderne Büromaschinen ersetzenden Langarbeiter ausgeübt hat? Nicht festzustellen! Man sieht lediglich ein kurzes, grimmig-beifälliges Lächeln über die Gesichter huschen. Sonst bleibt alles beim alten. —

Das Gruppenbild verändert sich aber sofort in dem Moment, da der Expedient namens Rübe Punkt 19.36 Uhr, zwar nicht zufolge der Landbundhöllenmaschine im Bauche, wohl aber infolge einer anderen inneren Erregung, explodiert. Ein Fluch entläd sich im Raume, ein Fluch, der, was Länge und Inhalt anbetrifft, seinesgleichen suchen kann! —

Dann sackt der Expedient namens Rübe elendiglich zusammen. Als bete er sein letztes Vaterunser, murmelt er Sätze vor sich hin, die jeden Zuhörer erblassen lassen würden, sofern er nicht zur Gruppe gehörte.

Die Gruppe ist nämlich eitel Beifall. Und nimmt, nachdem der Expedient namens Rübe das Schlußwort gemurmelt hat, energisch die Fortsetzung auf.

Schlußwort Rübe: „Schweinehund!" —

In der Fortsetzung sprechen Müller: „Blutblase!" — Fräulein Hilde: „Schuft!" — Schmidt: „Erpresser!" —

Sämtliche Ausdrücke würden, zusammengefaßt, Stillegung des Bürobetriebes und fristlose Entlassung der Ausdrückenden hervorrufen, wenn der Mann, auf den sie sich beziehen, zugegen wäre: der Chef! —

Es ist aber sehr gut für den Chef, daß er vielleicht drüben in der Villa hockt, denn hier wäre er, den weiteren Aussprüchen der Anwesenden zufolge, innerhalb einer Minute eine Leiche. — Die interessantesten Sätze lauten wie folgt: „Ich würde mein Gehaltsbuch nehmen und es ihm solange um die Ohren schlagen, bis er Pleite macht!" (Müller.) —

„So wahr ich Rübe heiße, sein Gesicht reicht nicht für die Ohrfeigen aus, die er von mir kriegen könnte!" (Rübe.) —

„Jawoll, Worte haben hier keinen Zweck mehr. Hier muß es hageln!" (Schmidt.) —

„Gott verzeihe mir die Sünde, aber ich würde vor Gericht nichts gesehen und gehört haben! Brutalität gegen Brutalität!" (Fräulein Hilde.) —

Und ganz zuletzt noch einmal Rübe: „Wenn wir auch nicht organisiert sind, das brauchen wir uns nicht bieten zu lassen! Wir sagen einstimmig: Schluß, mein Bester! Und dann ist Schluß!! Ueberstunden hören auf! Hausarbeit mitnehmen hört auf! Gehaltsabbau hört auf! Schluß!!" —

Und wer tritt da ins Büro?

Natürlich der Chef!

Chef, der du diesen braven, wenn auch nicht organisierten Leuten ohne jede Vorankündigung brutal 10 Prozent vom Gehalt abgezogen hast, obwohl sie so schon schlecht bezahlt werden; Chef, der du einfach in jedes Gehaltsbuch ein Zettelchen mit heuchlerischen Worten gelegt hast: „... und bitte Sie, in Anbetracht der derzeitigen Wirtschaftslage mit meiner geringfügigen Kürzung einverstanden zu sein!" — Chef! Jetzt zittere! Zittere!! Man wird dich zur Rechenschaft ziehen! —

Der Chef: „Fräulein Hilde! Hamm Sie den Brief an Müller u. Co. schon erledigt? — Legen Sie'n morgen früh auf mein Pult! Gute Nacht allerseits!" —

Da zucken plötzlich die leicht geduckt dastehenden Herren: Versandleiter Müller, Lohnbuchhalter Schmidt sowie der Expedient namens Rübe hoch, Fräulein Hilde schlägt sich die Hände vors Gesicht, und während sie leise wankt, erschallt es aus zornheiseren Männerkehlen einstimmig: „Halt! Hiergeblieben!" — Ach wo! Nein, nein!

Nur: „Gute Nacht! Herr Chef!"

*

NB. Natürlich ist die ganze Geschichte glatt erfunden! Bitte! Gibt es heute Angestellte, die noch um 19,35 Uhr im Büro sitzen?

Gibt es heute Chefs, die ohne Vorankündigung Gehälter kürzen? Gibt es Menschen, die wohl mordsmäßig schimpfen, aber nicht einmal wagen, ihr Recht zu fordern?

Und Angestellte, die nicht organisiert sind?

Haha! Das soll mir mal jemand nachweisen! —

Tutt, ein Wirker.

Eine Schüssel

Der französischen Schauspielerin und Tänzerin Rachel sagte man Raffgier nach. In der Tat war es allgemein bekannt, daß sie es geschickt verstand, ihren Verehrern Geschenke zu entlocken. Eines Tages war sie in einem gräflichen Hause eingeladen. Sie tanzte der Gesellschaft vor und umkreiste dabei fortwährend eine silberne Schüssel, warf so deutlich begehrende Blicke danach, ja richtete den ganzen Tanz so ein, daß er wie eine Werbung um dieses edle Gefäß erschien, daß dem Grafen schließlich nichts anderes übrig blieb, als ihr die Schüssel als Dank zu verehren. Was er mit saurer Miene tat. Denn er wußte, daß seine Frau sehr an dem Prunkstück hing und sich nur ungern davon trennte. Er hatte gehofft, die Rachel würde das Geschenk vergessen. Aber da hatte er sich geschnitten. Als sie aufbrach, bat sie ihn, ihr seine Kutsche zu leihen. „Und die Schüssel", sagte sie, „die kann ich ja gleich in die Kutsche packen." Der Graf biß sich auf die Lippen und erwiderte mit einer Verbeugung: „Aber selbstredend, Mademoiselle. Es ist doch hoffentlich nicht zu viel verlangt, wenn ich Sie bitte, mir wenigstens die Kutsche, die Pferde und den Kutscher zurückzuschicken ..."

Kurt Miethke.

Kattowitz und Umgebung

Holt die Kinder ab. Die am 19. Juni, durch den Magistrat nach der Erholungsstätte Gorzytz verschickten Kinder aus Kattowitz kehren am Freitag, den 20. Juni, nachmittags um 6,57 Uhr, zurück. Die Eltern, bezw. Erziehungsberechtigten, werden ersucht, ihre Kinder an dem fraglichen Tage am Bahnhof III. Klasse abzuholen. x.

Reiche Diebesbeute. In das Milchgeschäft des Nikodem Szyszek auf der ulica Poprzeczna wurde von unbekannten Tätern in der Nacht zum 12. Juni, ein Einbruch verübt. Die Einbrecher stahlen dort u. a. 8 weiße Tischdecken, eine lederne Aktentasche, 15 Servietten, 15 Handtücher, 18 kleine Alpakalöffel, sowie zwei weiße Gardinen. Der Schaden steht z. Zt. nicht fest. Nach den Tätern wird polizeilicherseits gefahndet. x.

Auf frischer Tat ertappt. Von der Polizei wurde der Emanuel K. aus Königshütte arretiert, welcher in einem Kurzwarengeschäft auf der ulica Mickiewicza eine Kiste Zwirn im Werte von 1000 Zloty stehlen wollte. x.

Paulsdorf. (8jähriges Mädchen mit einem Stock mißhandelt.) Von dem 34jährigen Nikodem Czyz aus Orzegow wurde auf der ulica Dorotki die 8jährige Margarete Janosz durch mehrere Stockschläge arg mißhandelt. Später gelang es dem Mädchen, zu entkommen. Wie es heißt, soll Czyz geistesschwach sein. x.

Kochlowitz. (4 000 Zloty Brandschaden.) Infolge Funkenauswurf aus dem Schornstein brach auf dem Anwesen des August Kucmierz Feuer aus, durch welches das Wohnhausdach, sowie ein Teil der nebenanliegenden Scheune vernichtet wurde. Das Feuer konnte von der alarmierten Wehr gelöscht werden. Der Brandschaden wird auf 4 000 Zloty geschätzt. x.

Königshütte und Umgebung

Um die Behebung der Wasserkalamität.

Den in der letzten Stadtverordnetensitzung hervorgebrachten Klagen, betreffend den Wassermangel in der Stadt, sowie die in letzter Zeit vorgekommenen Wasserrohrbrüche, kann nur dadurch abgeholfen werden, wenn der Anschluß des städtischen Wasserstranges an das Hüttenwerk der Königshütte getätigt wird. Nur durch die gut funktionierende Leitung des „Gottgebeglück-Schachtes“, von dem die Königshütte ihr Wasser bezieht, kann diesen Uebelständen abgeholfen werden. Es bedarf keiner besonderen Arbeit und Unkosten, um einen solchen Anschluß an die Wasserleitung der Königshütte zu bewerkstelligen, und der jetzt übliche Wassermangel würde ein für alle Male behoben werden. Und da hier der Umstand zu Hilfe kommt, daß der Wasserturm und die Königshütte nur durch eine Straße getrennt sind, würden die Kosten mit der Notwendigkeit einer solchen Durchführung keinen Vergleich aushalten.

Es liegt jetzt an der Stadtverwaltung Königshütte, diesem Vorschlag näher zu treten, denn wo ein Wille ist, da ist auch ein Ausweg. Wir glauben kaum, daß die Verwaltung der Königshütte, die sich bis jetzt in solchen Angelegenheiten immer zuvorkommend gezeigt hat, einem solchen Plan Widerstand entgegensetzen würde, selbstverständlich mit der Voraussetzung, daß auch das entnommene Wasser bezahlt wird. Vielleicht genügt dieser Vorschlag, um bei den in Frage kommenden Behörden festere Formen annehmen zu können, schon allein im Interesse der Bürgerschaft von Königshütte.

Beendete Regulierungsarbeiten. Die seit mehreren Monaten geführten Regulierungsarbeiten der schwarzen Rawa an der ul. Karola Miarki, sind dieser Tage beendet worden. Die verschiedenen Gewässer werden in einem breiten Bett bis nach dem Schwientochlowitzer Gelände weitergeleitet.

Feuerausbruch durch eine Lokomotive. Gestern vormittag geriet in der Werkstättenverwaltung ein den evangelischen Friedhof abgrenzender Holzzaun durch Funkenausbruch einer vorbeifahrenden Hüttenlokomotive in Brand. Infolge des trockenen Holzes breitete sich das Feuer schnell aus, konnte aber durch die schnell erschienenen Mannschaften der Hüttenfeuerwehr gelöscht werden.

Siemianowitz

Die gestrengen Herren von Richterschächte.

Und es begab sich, daß die Kopfleistung der Belegschaft von Richterschächte 2 To. pro Kopf den gestrengen Herren noch als zu niedrig erschien. Um diesem Mangel natürlich baldigst abzuhelfen, fuhren der Herr Direktor und die Herren Ingenieure in die Grube ein, um den schwachen Punkt festzustellen und fanden ihn darin, daß die Arbeiter viel zu zeitig Schicht machen, was sich ungünstig auf die Höhe der noch zu niedrigen Kopfleistung auswirkt, wobei ihnen auch die Steigerantreiber behilflich waren

Die Herren waren sich darauf baldigst klar, daß ein Exempel statuiert werden muß, welches auch geschah, indem eines schönen Tages 11 Arbeiter, die zu zeitig am Schacht erschienen, fristlos entlassen wurden. Solange in Oberschlesien überhaupt der Bergbau umgeht, ist ein derartiger Fall in den Annalen des Bergbaues nicht zu verzeichnen. Auch arbeitsordnungsgemäß ist ein solches rücksichtsloses Vorgehen nicht begründet. Der betreffende Gedingearbeiter hat sein Soll gefördert, also seine Pflichtleistung geschafft und damit kein Verbrechen begangen, wenn er die erübrigten freien Minuten nach Gutdünken verwendet habe. Richtiger allerdings ist es, wenn er sich dann besser nicht vom Ort entfernt, sondern sich auf einen Klotzek setzt und schließlich mit seinen Kameraden etwas über seine wirtschaftliche Misere nachdenkt.

Man staunt dann auch noch über die Herzlosigkeit unserer neuen, doch äußerst christlich eingestellten Machthaber. Die 11 entlassenen Arbeiter haben nämlich nach Auffassung des Arbeitslosenamtes die Arbeit aus eigenem Verschulden verloren und sind demnach nicht unterstützungsberechtigt. Sie können also mit ihren Familien buchstäblich verhungern.

Einen grausameren Fall von Rücksichtslosigkeit wie die Entlassung der 11 Mann gibt es doch wohl nicht mehr! Wir sind aber auch gespannt, wie sich der Betriebsrat zu dieser Sache einstellt, namentlich der Vorsitzende Solik. Hoffentlich hat er nicht eine allzulange Gedankenleitung und bricht einmal für seine Kameraden, welche dafür gesorgt haben, daß er ein schönes beschauliches Leben führt, wobei man langsam, aber sicher Fett ansetzen kann, eine energische Lanze. Es kann bei diesem großen Geist natürlich auch anders kommen. R. B.

Sport am Sonntag

Die unteren Klassen haben bereits am vergangenen Sonntag die erste Serie um die oberschlesische Fußballmeisterschaft beendet, so daß am Sonntag nur die Klasse A, Gruppe 1, die fälligen Meisterschaftsspiele austrägt. Ein großes internationales Fußballtreffen steigt am Sonntag zwischen dem W. A. C. Wien und einer kombinierten Mannschaft von Amatorski-Ruch auf dem Pogonplatz in Kattowitz. Auch die Landesliga pausiert am Sonntag, da in Krakau das Länderspiel Polen — Oesterreich stattfindet.

Amatorski-Ruch komb. — W. A. C. Wien.

Wie wir bereits vor längerer Zeit berichtet haben, hat der A. K. S. am Sonntag den W. A. C. Wien zu Gaste. Der A. K. S. trägt das Spiel aus besonderen Gründen mit Ruch kombiniert aus. Dieses Treffen war bereits abgesagt, da der Verband an diesem Tage Repräsentativspiele gegen Brünn plante. Da diese Spiele jedoch ausfallen, ist die Absage in letzter Minute rückgängig gemacht worden. Das Spiel steigt auf dem Platz von Pogon Kattowitz um 6 Uhr nachmittags und man darf gespannt sein, wie die kombinierte Mannschaft, welche ohne Zweifel bestes oberschlesisches Fußballmaterial darstellt, gegen die Wiener Profis abschneiden wird.

Als zweite interessante Begegnung steigt als Vorspiel um 4,30 Uhr, das Meisterschaftsspiel Pogon — Kolejowy. Die Eintrittspreise sind niedrig gehalten.

Um die oberschlesische Fußballmeisterschaft.

Sämtliche Spiele steigen auf dem Platz des erstgenannten Gegners und beginnen um 5,30 Uhr, nachmittags. Vorher Spiele der unteren Mannschaften genannter Vereine.

1. F. C. Kattowitz — 06 Zalenze.

Wie wir von der Vereinsleitung des 1. F. C. erfahren, wird der Klub das Spiel mit einer stark verjüngten Mannschaft bestreiten. Dieses ist sehr zu begrüßen, denn die Primadonnalaunen einzelner Spieler fielen den Zuschauern schon auf die Nerven und verscherzten dem Klub so manche Sympathien. Darum darf man gespannt sein auf die Begegnung von den spielstarken 06ern und der reorganisierten Mannschaft des Klubs. Hoffentlich bewährt sich das Experiment und bringt dem Klub die nötigen Punkte ein.

Naprzod Lipine — B. B. S. V. Bielitz.

Der Meister hat den B. B. S. V. zu Gaste und wird ganz aus sich herausgehen müssen um zu siegen, da die Bielitzer Gäste ein nicht zu unterschätzender Gegner sind, was sie schon des öfteren bewiesen haben.

Hakoah Bielitz — 07 Laurahütte.

Der Tabellenletzte Hakoah hat die spielstarken 07er Laurahütte zu Gaste und wird ganz aus sich herausgehen müssen um ehrenvoll abzuschneiden.

20 Bogutschütz —Preußen Zabarze Oberliga.

Der südostdeutsche Meister kommt mit seiner kompletten Mannschaft, so daß man gespannt sein kann, wie sich die 20er aus der Affaire ziehen werden.

Boxkämpfe in Schoppinitz.

Am heutigen Sonnabend veranstaltet die Boxabteilung des K. S. Rosdzin-Schoppinitz einen Kampfabend, zu dem die kampfstarke Mannschaft von 06 Myslowitz verpflichtet worden ist. Die Paarungen sind sehr geschickt zusammengestellt, so daß interessante Kämpfen zu erwarten sind. Außerdem finden noch zwei Klubwettkämpfe statt. Die Eintrittspreise betragen 1 und 1,50 Zloty. Die Kämpfe finden im Saale Freund abends 8 Uhr statt.

Apothekendienst. Am Sonntag, hat die Stadtapotheke Tagdienst, desgleichen Nachtdienst während der nächsten Woche.

Ausflug der Minderheitsvolksschule. Am Montag unternimmt die Minderheitsschule den ersten Sommerausflug, an welchem sich alle Klassen beteiligen. Während die oberen Klassen nach den Beskiden fahren, wandern die unteren nach dem Redenberg und Südpark.

Myslowitz

Die „Lichtreklame“.

Myslowitz wollte sich eine Lichtreklame beschaffen. Alle waren dafür sehr begeistert, der Myslowitzer Magistrat nicht ausgenommen. Das war noch im Winter gewesen, als alle darüber sprachen. Lichtreklame verleiht der Stadt ein großstädtisches Gepräge und dafür interessiert sich hauptsächlich der Magistrat. Man ging mit großem Eifer an die Schaffung der Lichtreklame. An mehreren Stellen wurde das Pflaster aufgerissen und in die Erde tiefe Löcher gegraben. Das ist gerade an den verkehrsreichsten Stellen geschehen, wie z. B. an der Kreuzung der Plesser-, der Modrzeower- und der alten Kirchstraße. Gegenüber dem Bahnhof wurde das zweite große Loch aufgerissen. Die zahlreichen Arbeitslosen sammelten sich täglich an den Arbeitsstellen und machten dazu ihre Bemerkungen. Auch das Eisengerippe wurde an Ort und Stelle geschafft und bereits im März sollte die Lichtreklame fertiggestellt werden, was da inzwischen passiert ist, wissen wir, aber plötzlich wurden die Arbeiten abgebrochen. Das Eisengerippe verschwand auch von der Plesserstraße. Beim Bahnhof war es schon aufgestellt. Ein Haufen von Steinen blieb liegen und liegt bis heute ruhig weiter. Gegenüber dem Bahnhof steht das Eisenskelett da und noch ganz krumm dazu. Schön sieht das gerade nicht aus und der Myslowitzer Magistrat kann wirklich stolz sein auf seine „Lichtreklame“. Wir sind wirklich neugierig, wann sich der Magistrat entschließen und das Rumpelzeug aus dem Wege räumen wird. Großstädtisch sieht das auf keinen Fall aus. Myslowitz liegt in der unmittelbaren Nähe von Modrzeow und man will die Stadt wahrscheinlich an Modrzeow anpassen.

Rosdzin. (Ein Wunsch an das Ordnungsorgan.) Der vom Gemeindevorstand Rosdzin am Marktplatz dortselbst errichtete Kinderspielplatz mit einer Grünanlage ist nicht nur ein viel besuchtes Plätzchen für die Kinder, sondern auch für die Erwachsenen ein solches. Leider muß aber auch festgestellt werden, daß sich da ein Uebel einheimst, welches besonders von den Eisenbahnern, die ihre Kilometergelder ausgezahlt erhalten, gepflegt werden, dabei hat der Parkwächter viel zu tun, und zwar muß er die von den Bänken herunterfallenden menschlichen Körper immer wieder auf die Bänke schaffen. Es sieht nämlich nicht gut aus, meint der brave Mann, wenn man die Beamten in Uniform unter den Bänken liegen sieht. Es wäre hier am Platze, wenn die Polizei dafür sorgen würde, daß Personen, die etwas zu tief ins Gläschen schauen, den Dusel an einem anderen Orte ausschlafen und nicht auf den Bänken der Grünanlage.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Brzeziny. (Ein unvorsichtiger Autolenker.) Zwischen einem Personenauto und dem Radfahrer Stefan Trzensioch aus Brzeziny kam es auf der Chaussee zwischen Lagiewniki und Brzeziny zu einem heftigen Zusammenprall. Der Radler wurde vom Rade geschleudert und am Kopf erheblich verletzt. Der Chauffeur ist nach dem Unfall, ohne sich weiter um den Verunglückten zu bekümmern, im schnellen Tempo davongefahren. Die Polizei hat sofort die Ermittelungen nach dem Autolenker eingeleitet. x.

Godullahütte. (Weil ihm das Soldatenleben nicht gefällt!) Auf dem Wege zwischen Gotthardsschacht und Godullahütte wurde der Soldat Josef Wiler, welcher seinen Feiertagsurlaub beendet hatte und zu seinem Truppenteil nicht mehr zurückkehren wollte, von der Gendarmerie arretiert. x.

Pleß und Umgebung

Kapitzas Seelenrettung.

Es ist schon lang, lang her, seitdem man von dem ehrwürdigen, aber streitbaren Prälaten etwas gehört hat. Nun scheint er auf die alten Tage ein neues, altes Steckenpferd gefunden zu haben, die Seelenrettung vor dem Sozialismus. Ohne Uebertreibung muß man zugestehen, daß es Hochwürden bisher verstanden haben, die Tore Tichaus vor dem roten, sozialistischen Gift zu verschließen. Der streitbare Prälat übt ohne Zweifel auf seine Schäflein einen gewaltigen Einfluß aus und die Tichauer Bürger sind eifrig bemüht, sich der Sünde zu entziehen, um nicht vor dem Richterstuhl dieses Herrn Kapitza erscheinen zu müssen. Mehr als Gottesstrafe fürchtet man eine Strafpredigt des Tichauer Prälaten. Wenigstens auf diesem Gebiet hat Hochwürden Glück, nachdem ihm frühere Ideale mißglückt sind.

Und das Schicksal wollte es, daß ausgerechnet er, der Alkoholvernichter, in eine Ortschaft verbannt werden mußte, wo man „fürstliches“ Bier lieber und reichlicher genießt, als Weihwasser, und daß gerade die Haupteinnahmequellen von Hochwürden von den Erträgnissen der Saufereien fließen. Je mehr nämlich die Tichauer Brauerei absetzt, um so höhere Einnahmen hat die Kommune und um so reichlicher gestalten sich die Bezüge des Prälaten Kapitza. Aber Geld stinkt nicht, und darum haben Hochwürden mit der Zeit den Kampf gegen den Alkohol aufgegeben. Dafür hat man nach mißglückter Seelenrettung Korfantys ein neues Ideal gefunden, den Kampf gegen den Sozialismus. Und bei den Tichauer Bauern sind die Sozialisten immer noch das rote Tuch, mit dem man die Ochsen in Wut bringen kann.

Also schickt es sich, daß Hochwürden vor den Wahlen zugeklatscht erhielten, daß sich so etwas wie eine rote Flut in Tichau bemerkbar macht. Von der Kanzel herab folgte der Bannstrahl gegen das sozialistische Gift und die Erwartung, daß in seiner Gemeinde kein roter „Wisch“ abgegeben wird. Hochwürden wünschte es, und Gott wollte es anders. Im heiligen Land Kapitzas, weiland Oberschlesiens größtem Bierproduktionsgebiet und Brutstätte aller Saufgelüste, fügte es sich, daß die Sozialisten 61 Stimmen erhielten, unter denen sogar „ein“ paar Kommunisten waren.

Der Herr im Himmel straft seinen irdischen Diener und dieser geht den Spuren seiner Schäflein nach und findet die angeblichen Sünder. Hochwürden wartet da nicht Gottes Strafgericht ab, sondern ladet die reuigen Süeder zu sich und legt ihnen die sozialistischen Ideen auf eigene Art aus. Wie diese Strafpredigten ausgefallen sind, darüber schweigen selbst die Götter, doch die nötigen Früchte scheinen sie zunächst nicht gezeitigt zu haben. Aber Hochwürden haben eine Genungtuung, sich wenigstens den Aerger vom Herzen heruntergeredet und sich schließlich ein eventuelles Gallensteinleiden verhütet zu haben. Die Tichauer Spießer wissen aber, daß sie nicht nur in Gottes Schutz sich befinden, sondern daß auch Hochwürden sie vor dem sozialistischen Gift schützen.

Wir Sozialisten aber sind Hochwürden sehr dankbar für die Anerkennung unserer Idee, die wenigstens über des Prälaten Mund von der Kanzel in breiten Massen der Tichauer Spießer kommt. In Preußen nehmen zwar die Seelenverwandten des Herrn Kapitza vom Sozialisten Braun ein Konkordat an und der Papst heiligte und bestätigte es. Herr Kapitza hat auch einst gegen Pilsudski, den angeblichen Freimaurer gewettert, heute nimmt er gern seine finanziellen Gaben und hält auch Feldmessen für den Sieg der „Sanatoren“, wie er einst mit den deutschen Kapitalisten seinen kirchlichen „Reibbach“ machte und eifrig für den „Sieg“ der deutschen Waffen, für die Kriegsanleihe, geworben hat.

Hochwürden! Alter schützt vor Torheit nicht! Und wir nehmen Ihre Lügentheorie vom Sozialismus nicht ernst! Wir Jungen wollen das Alter ehren und nehmen Ihren Feldzug gegen den Sozialismus nur vor der humoristischen Seite, weil wir so auch Ihre Verdienste schätzen wollen. Nach so vielem Pech, das Sie im Leben hatten, würden wir doch empfehlen, sich ein wenig zu mäßigen, Sie kennen doch das von der „Mäßigkeitsbewegung“ her, welche den einzigen Zweck erfüllte, daß gerade Oberschlesien mit zu den versoffensten Gebieten zählt! Wir wünschen nicht, Hochwürden, daß Sie auf ihre alten Tage gegen Windmühlen kämpfen. Der Sozialismus marschiert und leitete schon oft die Staatsgeschäfte, trotz eifriger jahrzehntelanger Paffenlügen! Sehen Sie, Hochwürden, im Laufe der Jahre sammelt so ein jeder ein Bündel voll Sünden. Und da wir Ihnen dankbar sind für jede noch so falsche Propaganda für den Sozialismus, möchten wir nicht gezwungen werden, von der christlichen Lehre Gebrauch zu machen, die da sagt: „Mit dem Maße, mit dem ihr messet, soll auch euch gemessen werden. —U.

In den Flammen umgekommen. Einen tragischen Tod fand die 6jährige Sofie Dudzik. Das Kind entfernte sich in einem unbewachten Moment aus der elterlichen Wohnung und machte auf dem nahen Felde ein Feuer an. Hierbei gerieten die Kleidungsstücke des Mädchens in Brand. Bald stand das Kind in hellen Flammen. Es erfolgte die Ueberführung in das Hüttenspital, wo das Mädchen in kurzer Zeit ihren Brandverletzungen erlag. x.

Ober-Lazisk. (Selbstmord einer Geisteskranken.) Von Passanten wurde in einem Brunnen die Leiche der 34jährigen Marie Mendeck herausgefischt. Die Tote wurde in die Leichenhalle des dortigen Krankenhauses geschafft. Nach den inzwischen eingeleiteten polizeilichen Feststellungen soll die Lebensmüde, welche sich bereits seit längerer Zeit mit Selbstmordgedanken befaßt hat, geistesschwach gewesen sein. x.

Wie packt man den Rucksack?

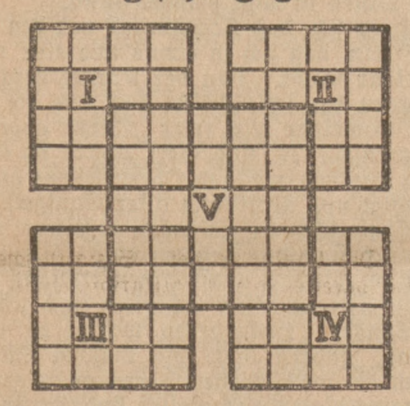
Was alles in den Rucksack gehört, das wissen die meisten Wanderer, vielfach aber nicht, wie ein Rucksack gepackt wird. Sie klagen dann auf Wanderungen auch sehr schnell darüber, daß der Rucksack so drückt. Blickt man in so einen Rucksack hinein, so sieht es darin immer aus wie Kraut und Rüben. Ein zweckmäßiger Rucksack muß wasserdicht und möglichst groß sein. Er soll Seitentaschen und recht breite, auf der Innenseite abgefütterte Trageriemen besitzen. Die verschiedenen Sachen, die man mitnimmt, läßt man nicht einzeln im Rucksack liegen. Man ordnet sie vielmehr nach ihrer Zusammengehörigkeit und packt sie in einzelne Beutel oder Säcke. Da, wo der Rucksack auf dem Rücken aufliegt, sollen weiche, dem Rücken sich anpassende Gegenstände liegen. Man wird dahin also am besten Wäsche, die Schlafdecke und dergleichen verstauen. Dann folgen Schuhzeug, Waschzeug und Vorratsbeutel. Die schwersten Dinge sollen dem Rücken am nächsten, die leichtesten am entferntesten liegen. Je flacher und gleichmäßiger ein Rucksack gepackt ist, desto leichter läßt er sich tragen. Man vermeide es, schwere oder pendelnde Gegenstände außen auf den Rucksack zu packen, weil gerade diese Anhängsel das Tragen unnütz erschweren.

Die Feme im Zuchthause

Daß sich Insassen des berüchtigten „Sing-Sing“, des Neuyorker Staatsgefängnisses auch als Richter betätigen, dürfte neu sein. Allerdings ist dieses Gericht keineswegs legal, sondern es ist eine Art Femgericht, dem ein „Verräter“ der Unterwelt, der bekannten Nachtklub-Inhaber Harry Block, zum Opfer gefallen ist. Denn das illegale Zuchthäusler-Ehrengericht erkennt nur auf „Todesstrafe“, die allerdings nicht durch den elektrischen Stuhl, sondern in gänzlich veralteter Weise mit Dolch und Revolver vollstreckt wird. Block soll eine Diebesbeute im Werte von 80 000 Dollars, die ihm „zu treuen Händen“ übergeben wurde, unterschlagen und für sich verbraucht haben. Nachdem ihm so das Geld durch seine „treuen“ Hände geglitten war, soll er außerdem noch einige Genossen der Polizei „verpfiffen“ haben. Also trat in Sing-Sing“ der „Kongreß der Freiheitsberaubten“ zusammen und verurteilte den Verräter zum Tode durch Erschießen. Mit der Vollstreckung des Urteils wurden aus praktischen Gründen einige augenblicklich auf freiem Fuß befindliche Verbrecher beauftragt, mit dem Erfolge, daß man Block eines Tages von einer großen Menge von Schüssen gewissermaßen durchsiebt auffand.

Rätsel-Ecke

Magische Figur



Die vier Eckquadrate 1, 2, 3 und 4 mit je 16 Feldern sowie das Innenquadrat 5 mit 25 Feldern sind magische Quadrate, d. h. die vier (bezw. fünf) wagerechten Linien sind gleichlautend mit den vier (bezw. fünf) senkrechten Linien in jedem Quadrat. In jedes Feld ist ein Buchstabe einzutragen.

Die einzelnen Worte bedeuten:

Im 1. Quadrat: 1. Stadt in Italien, 2. Gewürz, 3. Stadt in Lettland, 4. Nebenfluß der Donau.

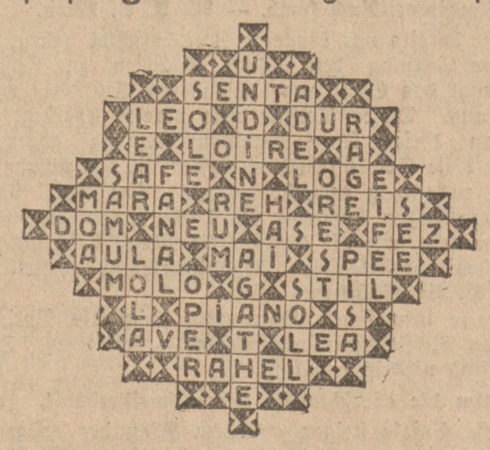
Im 2. Quadrat: 1. Pflanze, 2. Stand, 3. französische Bezeichnung für „halb“, 4. altgriechische Landschaft,

Im 3. Quadrat: 1. Insektenlarve, 2. biblische Figur, 3. Ort auf Sumatra 4. Prophet.

Im 4. Quadrat: 1. Vogel, 2. Idiot, 3. Fettart, 4. Mädchenname.

Im 5. Quadrat: 1. Elitetruppe, 2. Engelname, 3. Turnabteilung, 4. Waffe, 5. Mädchenname.

Auflösung des Kreuzworträtsels



SCHACH-ECKE

Geleitet von Schachmeister **Karl Helling.**

Lösung der Aufgabe Nr. 9.

W. Pauly. Matt in 6 Zügen. Weiß: Kb2, Te2, Te5 (2). Schwarz: Ka5, Bb7, b6, b5, b4, h6 (6).

1.	Te5—e8	b4—b3	2.	Kb2—c3	b5—b4+
3.	Kc3—c4	b6—b5+	4.	Kc4—c5	b7—b6+
5.	Kc5—c6	nebst	6.	Te8—a8	matt.

Partie Nr. 10 — Sizilianisch.

Die folgende Partie wurde beim Schweizerischen Meisterschaftsturnier in Lausanne im April 1930 gespielt, bei dem Paul Johner den 1. Preis gewann.

Weiß: **Dr. Frey**		Schwarz: **H. Johner**			
1.	e2—e4	c7—c5	2.	Sg1—f3	e7—e6
3.	Lf1—e2	Sg8—f6	4.	Sb1—c3	d7—d6

Kräftiger ist hier d7—d5. Weiß hat die Eröffnung sehr zahm behandelt.

5.	d2—d4	c5×d4	6.	Sf3×d4	a7—a6
7.	Lc1—e3	Dd8—c7	8.	0—0	b7—b5

Es droht jetzt b5—b4 mit Eroberung des Bauern e4. Die lichste und wahrscheinlich beste Deckungsart ist Le2—f3.

9.	Le2—d3	Lc8—b7	10.	a2—a3	Lf8—e7
11.	f2—f4	Sb8—d7			

Viel besser war Sb8—c6. Der weiße Springer steht auf d4 sehr wirksam, und Schwarz hätte ihn daher verjagen oder doch wenigstens die Möglichkeit, ihn jederzeit abzutauschen, schaffen sollen.

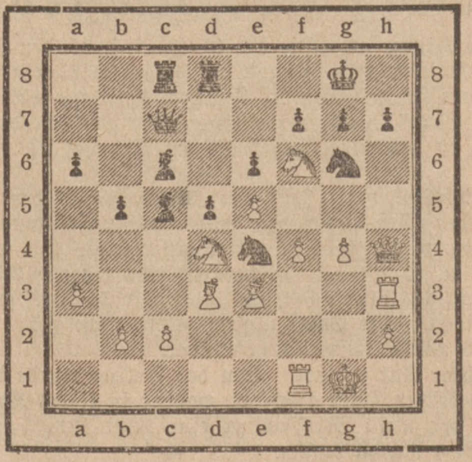
12.	Dd1—f3	0—0	13.	Df3—h3	.....

Weiß hat schon eine schöne Angriffsstellung mit verschiedenen Drohungen.

13.	....	Tf8—d8	14.	Tf1—f3	Sd7—f8
15.	g2—g4	d6—d5	16.	e4—e5	Sf6—e4
17.	Ta1—f1	Le7—c5	18.	Sc3—e2	Lb7—c8

Weiß hat sich jetzt in der Mitte genügend gesichert und holt die Figuren zum entscheidenden Schlage heran.

19.	Dh3—h5	Lc8—d7	20.	Tf3—h3	Ld7—e8
21.	Dh5—h4	Ta8—c8	22.	Se2—g3	Le8—c6
23.	Sg3—h5!	Sf8—g6	24.	Sh5—f6+	.....



Das entscheidende Opfer. Auch nach Se4×f6 25. L×g6 f×g 26. e×f g×f 27. D×f6 bliebe Weiß im Vorteil.

24.	....	g7×f6	25.	Dh4×h7+	Kg8—f8

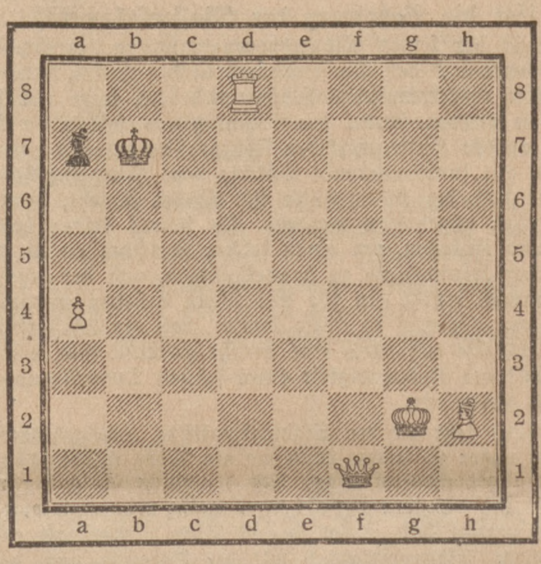
Weiß führt jetzt das Schlußspiel glänzend durch. Schwarz hat nur noch Zwangszüge.

26.	Sd4×e6+	f7×e6	27.	Le3×c5+	Se4×c5
28.	Dh7×g6	Dc7—g7	29.	e5×f6	Dg7×g6
30.	Ld3×g6	Kf8—g8	31.	Th3—h7	.....

Trotz der Mehrfigur hat Schwarz keine Verteidigung. Es droht u. a. Tf1—f3—h3 nebst Th8 matt.

31.	....	d5—d4	32.	Tf1—e1	Lc6—d5
33.	Te1—e5	Ld5—e4	34.	Th7—g7+	Kg8—f8
35.	Te5—h5				Schwarz gibt auf.

Aufgabe Nr. 10. — Fhr. v. Holzhausen.



Weiß zieht und setzt in 2 Zügen matt.

Schachklub Siemianowitz.

Am morgigen Sonntag findet im Vereinslokal Duda die diesjährige Generalversammlung statt, zu welcher das Erscheinen unserer Mitglieder erwünscht wird. Beginn um ½10 Uhr vormittags.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Johann Kowoll, wohnhaft in Katowice, ul. Plebiscytowa 24; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice, Verlag und Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.

Boston

Roman von Upton Sinclair

41)

„Wir können sie enterben.“

„Ja, selbstverständlich; aber sie bekäme mein Vermögen —“

„Ich glaube, Mutter, daß du darüber informiert werden solltest“ — Rupert unterbrach sie, — es war ja eine Banksache. „Du hast kein Vermögen, nur ein Einkommen von fünftausend Dollars jährlich, die der Nachlaß abwirft.“

„Na, Rupert, ich habe in den letzten anderthalb Jahren von vierhundert jährlich gelebt —“

„Mutter, das kann doch nicht dein Ernst sein!“ Die sonst so zurückhaltende Tochter konnte diesen entsetzten Ausruf nicht unterdrücken.

„Was habe ich denn sonst gehabt? Ich habe davon gelebt und sogar etwas erspart. Und wenn ich jetzt in die Stadt komme und mein Einkommen von fünftausend jährlich beziehe, dazu noch das, was bis jetzt aufgelaufen ist, so sind Betty und ich reiche Leute.“

„Du kannst davon nicht einmal Bettys Kleider bezahlen.“

„Möglich, Deborah, daß du deine Tochter besser kennst als ich, aber ich vermute, daß es Betty viel Spaß machen würde, ihre Kleider selbst machen zu lernen. Wirst du mir erlauben, sie einmal danach zu fragen?“

„Auf keinen Fall! Trotz deinem Spott bleibe ich religiös und glaube an ein wenig Standesbewußtsein und Schicklichkeitsgefühl. Ich werde meine Tochter dir nicht überlassen, damit sie Anarchistin und Atheistin wird, — oder eine Sozialistin und Ketzerin, — oder sogar eine Heilige, die an freie Liebe glaubt!“

„Ausgezeichnet, Deborah, — wir scheinen beide Talent zu dramatischen Sticheleien zu haben. Aber versetze dich einen Augenblick in meine Lage. Ich habe deinem Vater vierzig Jahre lang treu gedient und mich gewissenhaft zurückgehalten, irgend etwas zu tun, was ihn geärgert hätte. Ich habe euch drei Mädels zur Welt gebracht, ich half Männer für euch suchen, von denen ich wußte, daß sie so waren, wie euer Vater sie für euch haben wollte. Irgendwelche Klagen über den Gatten, der dir so zuteil geworden, zu äußern, warst und bist du zu stolz. Nicht wahr, Deborah?“

Cornelia schwieg und beobachtete lächelnd den würdigen Rupert. Dann fuhr sie fort: „Ihr beide habt, was ihr wollt. Aber ich habe sehr wenig; ich bin alt und einsam und ein Gegenstand des Mitleids. Ich habe elf Enkelkinder, keines wäre auf der Welt, wenn ich nicht wäre. Ich überlasse es deiner Gerechtigkeit: — darf ich nicht um eines der elf bitten, damit es mir im Alter Gesellschaft leistet,“

Das hieß, Deborah mit ihren eigenen Waffen bekämpfen. Sie war auch augenblicklich verwirrt: „Ich glaube, es wäre gerechter gehandelt, wenn du eines von Claras acht Kindern wähltest und nicht eines von meinen beiden.“

„Das mag richtig sein. Aber ich habe Betty nicht gewählt, — sie hat mich gewählt; oder, richtiger, das Schicksal hat gewählt; es gibt eine innere Verwandtschaft zwischen uns. Ich versichere dir, Deborah, es wäre mir nie eingefallen, das, was geschehen ist, von selbst zu veranlassen. Aber es ist nun einmal geschehen, und wir müssen uns damit abfinden.“

„Niemals!“ schrie Deborah. Ihre Lippen waren aufeinandergepreßt und verliehen ihrem Gesicht einen Ausdruck, den Cornelia zehntausendmal auf Josiah Quincy Thornwells Gesicht gesehen hatte. Er war auf den Bildern der vier Gouverneure im Musikzimmer des Hauses Hillview für ewige Zeiten festzuhalten.

Cornelia wandte sich an ihren Schwiegersohn. „Ist das auch dein Entschluß?“

Rupert entschied sich für die Vorsicht, die „Angeheirateten“ so ausgezeichnet zu Gesichte steht. „Mutter, ich hoffe, daß du es nicht zum Äußersten treiben wirst —!“

Cornelia lachte. „Vor allem will ich wissen, was ihr mit Betty vorhabt.“

„Wir wollen unserer Elternpflicht genügen und unser Kind dazu anhalten, sich anständig zu benehmen!“ Deborah sagte es mit aller Heftigkeit.

„Meint ihr, daß sie denken muß, wie ihr denkt, — auch wenn sie es nicht will? Oder meint Ihr, daß sie wenigstens sagen muß, da sie etwas glaube, was sie nicht glaubt? Oder wäret ihr schon zufrieden, wenn sie sich bereit erklärte, ihre wahre Ueberzeugung zu verschweigen?“

„Das haben wir von ihr verlangt, aber sie ging nicht darauf ein.“

„Seid ihr sicher, daß ihr da den richtigen Unterschied gemacht habt, Seid ihr sicher, daß ihr nicht von ihr verlangt habt, ihre Ueberzeugung aufzugeben? Ich fürchte, ihr wart eurer Sinne nicht mächtig und wohl so böse, daß ihr nicht genau wissen konntet, was ihr verlangtet?“

Cornelia erhob sich und sagte: „Ich will versuchen, für euch ein wenig Lebensklugheit und Gutmütigkeit aufzubringen. Ich will morgen in die Stadt fahren, ein Zimmer in einem Hotel nehmen, mir Kleider kaufen, um euch keine Schande zu machen, und abends werde ich euch besuchen, mit meinen Enkeln sprechen und sie überreden, sich netter zu benehmen als ihre Eltern.“

„Du sollst nicht so von uns denken, Mutter!“ Rupert strebte noch immer ein Kompromiß an.

„Es hat keinen Sinn, heute abend noch mehr zu sagen, Rupert. Für Mitglieder der Familie Thornwell haben wir heute ohnehin schon zuviel geredet. Es liegt wohl daran, daß ich nicht reines „Boston“ bin, daß ich so vulgär bin, mich mit euch aussprechen zu wollen. Aber ich liebe nun einmal Betty, und ich kann es nicht ertragen, wenn man ihr weh tut. Ich will mein möglichstes tun, ihr werde ihr den Rat geben, ihre leidenschaftlichen jungen Ideen über Ehe, Privateigentum und Krieg und alles andere, was euch so schlimm vorkommt, zu unterdrücken, — bis sie großjährig ist und durch das Gesetz Herrin ihrer selbst.“

Cornelia nahm ihren Schal und wollte ihn umlegen.

„Mutter! Das Ding ist ja ganz naß! Erlaube, daß ich dir meinen Mantel gebe!“

„Laß nur, ich finde zu Hause einen warmen Ofen.“

„Aber, Mutter, du mußt mit uns Abendbrot essen!“

„Meine Freunde halten Essen für mich bereit, wenn ich nach Hause komme. Ich könnte jetzt nichts essen.“

Sie sah wieder Tränen in Deborahs Augen, ganz wie es sich gehörte. Rupert bemühte sich noch einmal, die Schwiegermutter zu überreden, mit ihnen nach Boston zu fahren; sie antwortete, sie habe Gründe, die Eisenbahn vorzuziehen; dann wandte sie sich zur Tür. „Adieu, Kinder.“

Rupert nahm seinen Mantel und folgte ihr. „Du wirst uns wenigstens erlauben, dich nach deiner Wohnung zu bringen, Mutter.“

„Danke, ich kann sehr gut gehen.“

„Aber, Mutter, das ist doch unsinnig — in diesem Schneesturm!“

„Anderthalb Jahre lang bin ich in jeder Art von Sturm zu meiner Arbeit gegangen — um sechs Uhr dreißig Minuten morgens, und am Abend zurück —, und ich habe bis heute noch keinen Tag versäumt.“

Cornelia schloß die Tür auf und ging; Rupert und Deborah folgten ihr und redeten den ganzen Weg bis zur Straße l[illegible]se beschwörend auf sie ein. Sie aber schloß ihre Lippen fest, und als Rupert versuchte, ihre Hand zu nehmen und sie zum Auto zu führen, entzog sie sie ihm, sagte nochmals „Adieu, Kinder“ und eilte fort, in Schnee und Dunkelheit.

16.

Am nächsten Abend erschien Cornelia, ihrem Versprechen gemäß, im Alvinschen Haus an der Commonwealth Avenue; ihrer Kleidung nach hätte sie eine nette, ruhige alte Dame aus sozialreformerischen Kreisen oder eine Frau vom Blaustrumpf-Typus sein können. Ein wenig ängstlich klingelte sie an der großen Glocke, sie war nicht sicher, ob man sie einlassen werde; aber sie fand eine überraschende Situation vor: die Familienstreitigkeiten waren beigelegt, Betty aus dem Gefängnis entlassen und wieder bei Miß Wilson; die ganze Thornwell-Sippe hatte sich versammelt, um die Heimkehr der durchgebrannten Großmutter zu feiern! Sie mit Freundlichkeiten zu überschütten, mit allem Schönen, mit Takt und Liebenswürdigkeit, um ihr das Vergnügen einer Demonstration von Wohlanständigkeit zu machen und sie zur Einsicht zu bringen, welche Vorteile solche Sinnesart gegenüber Anarchismus, Atheismus und der freien Liebe beweise.

(Fortsetzung folgt.)

Spalato-Split

Der etwas dünne und spitze südslawische Name Split an Stelle des italienisch breiten und tönenden Spalato meint eine Stadt von antiker und venezianischer Großartigkeit. Diokletian, der Kaiser des römischen Reiches, nach einer Tradition im nahen Salona geboren, hat sich für seine späten Ruhejahre einen gewaltigen Palast nach Spalator gebaut. Der Palast steht in grandiosen Ruinen, die vom nachfolgenden Leben der Jahrhunderte auf bürgerliche Weise zu Behausungen ausgebaut worden sind. In der Häusermasse, die dem Kai und der Adria zugewendet ist, stehen die antiken Säulen wie Rippen, die zu kostbar sind. Aber was will man: in dem Raum, der vordem einem einzigen Manne gehörte, haben für unsere Zeit dreitausend Menschen Dach und Mauer.

Hinter dem Palast steht das Mausoleum des Kaisers. Es ist zur Kathedrale gewandelt, dem Christenverfolger zum Trotz, bewahrt aber die ganze lastende Schwere des Römischen — man möchte sagen: das ganze Schwergewicht der römischen Politik.

Mächtige Stadttore, massiv und einfach wie das Lateinische, zwingen die Phantasie zur Vorstellung antiker Schritte, antiker Togen, römischer Legionäre in Leder und Eisen.

Man findet Befestigungen aus der venezianischen Kolonialzeit dieser schönen Hafenstadt. Man begegnet hohen Häusern, die den immer ein wenig ans Sarazenische gemutenden Stil der venezianischen Gotik tragen wie einen raffinierten Schmuck. Gassen haben venezianische Enge.

Und wichtig: alles, von einem Hause zum anderen, hängt in der Art des lateinischen Bauens fest zusammen, ist auf lateinische Weise gleichmäßig.

Es gibt einen römischen Aquaeducius. Das nahe Salona-Solin liegt da wie die Ruinenwelt von Pompeji, wie das Forum Romanum. Das Exotisierend-Venezische der Stadt ist im Klassischen aufgefangen und ruhig gemacht.

Man würde also sagen müssen: hier ist offenbar Italien — wenn die lebendige Voraussetzung gegeben wäre, nämlich die Rasse, nämlich die Sprache, nämlich die entsprechende heutige Wirklichkeit. Split sieht italienisch aus, aber es ist unverkennbar südslawisch! Ich habe das Italienische dort ein einziges Mal gehört — und daran war meine eigene Verlegenheit schuld: ich mußte mit einem Kroaten italienisch reden, da er so wenig Deutsch konnte, wie ich Südslawisch. Die venezianische Kolonisation hatte eine italienische Herrenschicht nach Spalato gesetzt; aber der volkliche Grund ist völlig slawisch, und er ist es, der die Stadt heute ausmacht und trägt. Man kann darum nicht sagen: dies hier ist „italienisch“. Man muß sagen: es ist — im Sinne der Stadterscheinung — so schön wie italienisch.

Und wahrhaftig: dies ist es; es ist so schön wie das schönste Italien. Wenn die Stadt drunten am Hafen, die Stadt des Diokletian und der verblichenen Venezianer, die Stadt mit den schönen Segelbarken und großen Segelbarken und großen Dampfern, es noch nicht ausgesagt haben sollte, so sagte es ein Blick auf Stadt und Landschaft und Meer vom Marjan herab, dem Hügel, der diesen köstlichen Weltwinkel regiert. Ich glaube nicht, daß das Gesicht Siziliens oder Griechenlands schöner ist als dieses Split mit seinem Meer und seinen Bergen und Inseln und der phantasievollen Kurve seines Ufers, mit seinem Pinienwald, seinen Zypressen und Oelbäumen und der gewaltigen Mauer des Karstgebirges, von der die Türken nie herabzustoßen wagten; durch den Karst, durch den Silberschnee der dinarischen Alpen waren die Zonen ja immer kräftig geschieden.

Auch ist Split, die Stadt, nicht allein. Ueber Salona hinaus reicht die Straße nahe dem Wasser hinüber nach Trogir, das vordem Trau geheißen hat. Vorher hellenische Kolonie mit dem Oel und Wein Dalmatiens, hat es lange Zeit die üppige venezianische Herrschaft getragen; noch heute ist in der Loggetta an der Rückmauer das Reliefbild des Markuslöwen prächtig ausgespreizt; noch heute stehen die starken venezianischen Uferfesten. Das Portal der Kathedrale, mit Löwen- und Menschenfiguren, hat die ganze Grundgewalt italienischer Romantik, und der Bernsteinton des alten Gesteins der Kathedralgemäuer ist so schön wie irgendwo auf der lateinischen Halbinsel. Die Stadt ist still, vornehm, unversehrt und großartig. Sie liegt auf ihren Inseln wie in einem Traum; sie gehört schon dem Reich des Unwahrscheinlichen, des Ueberwirklichen an . . . Man denkt an Brügge, an Delfi. Hierher, nach Trogir, würde man sich selbst verbannen, — wenn es nicht besser, wahrer gehandelt wäre, diese Städte ihrer märchenhaften Einsamkeit und Abgestandenheit zu überlassen und sie nur einmal, zweimal im Vorübergehen zu grüßen, da nun einmal ein jeder mit ganzem Recht nur auf seinem natürlichen Boden lebt, so lange der ihn nur irgend annimmt . . .

Auf dem Korso am Kai von Split gingen slawische Frauen und Mädchen von außerordentlicher Schönheit. Nun war es erstaunlich, ja befremdend, entblößte Frauenantlitze zu sehen. Es ist wahr: die Moslemfrauen und Moslemmädchen von Sarajewo trugen das Gesicht nicht alle in völliger Verborgenheit: etliche trugen leichte schwarze Vorhänge, und es war zu erkennen, daß darunter schöne Gesichter und schöne Augen verborgen waren; vielleicht neigten die Hübschesten am meisten zur Frivolität der leichteren Schleierformel. Aber es hatte in Bosnien auch die tiefverborgenen Gesichter gegeben, und wer weiß, wie groß die Schönheit ihres Ernstes gewesen ist . . . Und es hatte jenen Frauensarg über dem hellen Markt gegeben. Die Frauen hatten dort ihre eigene Moschee, und noch im Grab waren sie häuslich: im Grab waren sie doppelt verborgen — durch die Erde und durch den Sarg. Den Mann hatten sie in einem Tuch begraben, die Frau im Sarg; sie glaubten, daß man die Frau verbergen muß, bergen, hüten als einen Schatz.

Arbeitslose in Australien

Vor der Kellerei des Weingutsbesitzers standen eine Menge Autos.

„Haben Sie so viele Wagen?“

„I wo, die gehören den Arbeitern!“

Die Arbeiter standen in langen Reihen im Weinberg und schnitten die überreifen Trauben, aus denen der schwere, süße australische Wein gekeltert wird. Die gute Hälfte waren Mädchen und Frauen. Sie trugen Kleider vom Ende des vorigen Jahrhunderts und Schutenhüte, aber keine war ohne Handschuhe — Hände und Finger dürfen doch nicht durch die Arbeit leiden.

Sonne, Trauben, eigene Autos — derartiges mochte das halbe Dutzend Heizer und Trimmer der Leuna wohl gehört haben, das gleich am ersten Abend in Port Adelaide „ausstieg“. So eilig hatten sie es, in das gelobte Land zu kommen, daß sie nicht einmal die Auszahlung der Heuer abwarteten.

Wenn sie nur bis nächsten Morgen gewartet hätten, da bot sich die vierfache Zahl als Ersatz an, stand schon in aller Frühe vor der Kammer des leitenden Ingenieurs. Mit jedem deutschen Schiff ist es dasselbe. Regelmäßig desertieren im ersten australischen Hafen ein paar Mann, die es meist schon am folgenden Tage bereuen und alles daransetzen, mit dem nächsten Schiff wieder in die Heimat zurückzukommen.

Auch die sechs aus der Leuna „Ausgestiegenen“ sprachen mich auf der Straße an, jammerten mir ihre Not vor und baten, ihnen Brot und Arbeit zu verschaffen.

Das war am gleichen Tage, an dem ich auf dem Victoria Square auf eine ungewöhnliche große Menschenmenge stieß. Wenn sich in den Straßen Adelaides Menschen zusammenballen. so im allgemeinen nur, um den Nachrichten von dem großen englischaustralischen Kricketmatch zu lauschen. die jede Zeitung durch Anschlag und jede Radiohandlung durch Lautsprecher ununterbrochen bekanntgibt. Aber auf dem ganzen Viktoria Square gibt es weder Zeitung noch Radiogeschäfte.

Die Menschen auf der weiten Rasenfläche hatten auch durchaus nicht den gespannten Ausdruck im Gesicht, den die Massen haben, die angstvoll auf bessere Nachrichten von den Kricketwettspielen lauschen; denn die Sache steht schlecht für Australien. Sie scheinen im Gegenteil viel Zeit und Muße zu haben. Sie sitzen auf den Bänken, liegen auf dem Rasen, lungern herum. Es sind gutangezogene Männer, jüngere und ältere. Die Ansammlung würde wie ein Picknick wirken, fehlten die Damen nicht.

Ich weiß nicht, was los ist. Für alle Fälle mache ich eine Aufnahme. So unauffällig wie möglich. Aber schon bin ich bemerkt. Die Männer springen auf, umringen mich, reden auf mich ein. Es sind gut 300 bis 400. Es sind Arbeitslose.

Als sie hören wer ich bin, hält einer eine Ansprache: „Gentlemen, dieser Herr ist von der Presse. Er will eine Aufnahme von uns machen“.

Als sei dies eine Zauberformel, so löst sich sofort das Durcheinander. In geschlossenen Reihen marschieren sie vor mir auf: die erste liegt, die zweite hockt. die anderen dahinter stehen, ganz wie bei einem Vereinsausflug. Ob ich will oder nicht, ich muß sie photographieren.

Darüber aber entsteht auf der Straße ein Auflauf. Polizei erscheint. Es ist durchaus nicht gemütlich. Aber ich bin noch nicht entlassen. Der Untersetzte mit dem roten Schnurrbart, der die Ansprache gehalten hat, fährt fort: „Gentlemen, dieser Herr soll auch unsern „Shed“ sehen“. Und wir marschieren im geschlossenen Zuge, der Rothaarige mit mir an der Spitze. Jetzt kommt schon die Polizei auf Motorrädern an.

Der „Shed“ ist ein Wellblechschuppen in einer engen, schmutzigen Nebenstraße, der offizielle Arbeitsnachweis. Die Arbeitslosen aus dem Schuppen stoßen mit denen von der Straße zusammen. Das Gedränge wird lebensgefährlich, aber es gibt eine dritte Ansprache: „Gentlemen, dieser Herr will unsern Schweinestall photographieren, in dem wir vergeblich auf Arbeit warten“.

Wieder muß ich eine Aufnahme machen. Aus der Menge hagelt es jetzt Zurufe: „Bring uns in die Presse! Und schreib, es sollen ja recht viele Einwanderer kommen. Du siehst ja, wie gut es uns geht!“ — Ich mache, daß ich wieder in die Hauptstraße komme.

Die liegt mitten in der Sonne, in dieser herrlichen südaustralischen Sonne, die wie über die Landschaft verteilter Goldflimmer wirkt. Die Auslagen prangen von Trauben und Pfirsichen größer als eine Männerfaust. Ich muß an die Menschen denken, die diese Früchte pflücken und die 80 bis 100 M. die Woche verdienen und die zum großen Teil ihr eigenes Auto haben.

(Mit besonderer Erlaubnis der Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig, dem Buche „Der Unvollendete Continent“ von Colin Roß, entnommen.)

Bücherschau

Internationales Handbuch des Sozialismus und der Arbeiterbewegung.

(J. J.) Die Exekutive der Sozialistischen Arbeiter-Internationale bereitet die Publikation eines grundlegenden Nachschlagwerkes vor, das die Geschichte und Gegenwart der internationalen Arbeiterbewegung in ausführlicher Weise darstellen soll. Das Werk soll in deutscher, französischer und englischer Sprache erscheinen; die deutsche Ausgabe wird zuerst erscheinen, den Verlag hat die Buchhandlung J. H. W. Dietz' Nachfolger in Berlin übernommen.

Das Werk soll drei Bände umfassen. Der erste Band wird die Geschichte der sozialistischen Bewegung von ihren frühesten Zeiten bis zur Gegenwart nach Ländern geordnet enthalten. Den Einzeldarstellungen der einzelnen Landesbewegungen geht eine Geschichte der internationalen Organisation der Arbeiterbewegung und eine kurze ideengeschichtliche Darstellung voran. Der Geschichte der sozialistischen Parteien wird jeweils eine Uebersicht über die Gewerkschaftsbewegung, Genossenschaftsbewegung, Kulturbewegung, Jugendbewegung, Frauenbewegung und das sozialistische Zeitungs- und Verlagswesen angeschlossen. Ein ausführliches nach Namen und Sachen geordnetes Register wird dem Bande angehängt. Der zweite Band soll die Biographien aller Persönlichkeiten, die in der Geschichte oder Literatur des Sozialismus und der Arbeiterbewegung besondere Bedeutung erlangt haben, zur Darstellung bringen. Dieser Band soll aus zwei Abteilungen bestehen. In der ersten Abteilung werden jene Politiker, Gelehrte, Gewerkschaftler und Genossenschaftler behandelt werden, die nicht mehr unter den Lebenden weilen, deren Biographie also abschließend dargestellt werden kann. Diese Abteilung wird ein Gegenstück zu den allgemeinen biographischen Nachschlagewerken sein, die den Sozialismus meistens stark vernachlässigen. In der zweiten Abteilung werden die Daten über die in der Gegenwart praktisch und theoretisch in allen Zweigen der Arbeiterbewegung wirkenden Persönlichkeiten, soweit sie eine besondere Funktion haben oder in der Literatur hervorgetreten sind, (Parlamentarier, Wissenschaftler, Gewerkschaftler, Genossenschaftler, Hauptredakteure) gesammelt. Im Ganzen werden mehr als neuntausend Personen in diesem Bande behandelt werden. Der Raum, der der einzelnen Biographie gewidmet wird, schwankt entsprechend den wiederzugebenden Tatsachen zwischen wenigen Zeilen und mehreren Seiten. Im dritten Band sollen alle taktischen und theoretischen Probleme, die in der sozialistischen Bewegung Bedeutung erlangten, nach Schlagworten geordnet, erörtert werden. Dabei werden vor allem die wichtigsten Beschlüsse internationaler oder Landeskongresse in ihrer historischen Entwicklung berücksichtigt.

Das ganze Werk soll sowohl den Weg zur wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung erschließen als auch den täglichen praktischen Bedürfnissen des Journalisten, des Partei- und Gewerkschaftsarbeiters sowie allen politisch Tätigen und Interessierten überhaupt dienen.

Die deutsche Ausgabe wird vom Verlag Dietz bereits zur Subskription aufgelegt. Der Ladenpreis jedes Bandes beträgt 35 Mark, **der Subskriptionspreis 30 Mark.** Die Subskriptionsfrist schließt am 31. Dezember 1930. Für die je ein Jahr später erscheinenden Bände behält nich der Verlag eventuell einen entsprechenden Teuerungszuschlag vor. Subskriptionen übernehmen alle Buchhandlungen oder **die Verlagsbuchhandlung J. H. W. Dietz' Nachf., Berlin S. W. 68, Lindenstraße 3.**



Das erste Institut für Hirnforschung in Europa

wird von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Berlin-Buch gebaut. Der Neubau ist, wie unser Bild zeigt, schon fast völlig fertiggestellt.

Schmeling sagt: „Todesnachricht stark übertrieben"

Neuyork. Max Schmeling ist in den Mittagsstunden wieder aufgestanden. Er hat die Folgen des bösen Tiefschlages fast ganz überwunden. Er erklärte dem Vertreter der Telegraphen-Union, daß er beim Gehen zwar noch leichte Schmerzen verspüre, sonst aber munter und glücklich sei. Es sei wirklich ein überaus schwerer und böser Schlag gewesen, glücklicherweise jedoch ohne folgenschwere Wirkung. Schmeling fügte lachend hinzu, es sei vielfach behauptet worden, daß er in den Morgenstunden unter qualvollen Schmerzen gestorben sei. „Sagen Sie bitte Deutschland, die Nachricht sei stark übertrieben und ich lasse meine Landsleute herzlich grüßen."

Kabinett Maniu bereits vereidigt

Bukarest. Die neue Regierung Maniu ist gebildet und hat bereits am Freitag abend den Eid abgelegt. Am Sonnabend wird sie sich dem Parlament vorstellen.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Dem Bund für Arbeiterbildung-Krol. Huta ist es gelungen, mit einem bekannten Handelsinstitut ein Abkommen zu schaffen, in dem sich dieses bereit erklärt hat, zu ganz niedrigen Preisen Unterricht in verschiedenen Lehrfächern und zwar: Stenographie deutsch und polnisch, Wechsellehre, Buchführung, Handelskorrespondenz usw. zu erteilen. Anmeldungen, bezw. nähere Auskunft wird im D. M. V.-Büro, Krol. Huta, ul. 3-go Maja 6, erteilt.

Die Gewerkschaftsmitglieder, sowie Parteigenossen werden gebeten, von dem günstigen Angebot Gebrauch zu machen.

Königshütte. Der D. M. V. veranstaltet am 19. Juni, (Fronleichnam) einen großangelegten Familienausflug nach dem Zalenzer Wald. Alle Mitglieder des B. f. A., sowie deren Angehörige, sind hierzu freundlichst eingeladen. Für Unterhaltungen jeglicher Art ist bereits gesorgt. Der Abmarsch erfolgt um 7 Uhr, ab Volkshaus, für den südlichen Stadtteil ab Schrebergärten um 7,15 Uhr. Rege Beteiligung sehr erwünscht.

Versammlungskalender

Bergbauindustriearbeiterversammlung am Sonntag, den 15 Juni.

Janow, vorm. 10 Uhr bei Kotyrba. Ref. Kam. Nietsch.

Emanuelssegen, nachm. 3 Uhr im Fürstl. Gasthaus. Ref. Nietsch.

Schlesiengrube, 3 Uhr bei Scheliga. Ref. Kam. Herrmann.

Königshütte, vorm. 10 Uhr im Volkshaus. Ref. Kam. Herrmann.

Bismarckhütte, vorm. 10 Uhr bei Brzezina. Ref. Kam. Knappik.

Zawodzie, vorm. 10 Uhr bei Posch. Ref. Kam. Wrozyna.

Achtung Mitglieder des Verbandes der Bergarbeiter Poln.-Oberschlesiens.

Die Ortsverwaltung des Deutschen Metallarbeiterverbandes in Königshütte hat uns für den Donnerstag, den 19. Juni, (Fronleichnam) zu einem Ausflug mit Frau und Kind nach dem Wäldchen hinter der Kleophasgrube an der Quelle, eingeladen. Abmarsch vom Volkshaus 7 Uhr morgens, für den südlichen Stadtteil Sammelpunkt um 7 Uhr an der Heidukerstr., Schrebergärten. Die Teilnahme wie der Ausflug ist mit keiner Ausgabe verbunden, alles wird kostenlos veranstaltet. Draußen im Wäldchen ist Freikonzert, Waldmusik, Kinderbelustigungen usw. Kameraden, die an diesem Ausflug teilnehmen wollen, sind herzlichst eingeladen. Jeder ist auch gern gesehen, wenn er im Laufe des Tages direkt nach dem Wäldchen kommt.

Die Geschäftsleitung.

Arbeiter-Sängerbund!

Die Fahrt am 15. Juni 1930 nach O., findet nicht statt. Der Chorführer-Kursus fällt am 15. Juni ebenfalls aus.

Die Bundesleitung.



Zum Vorsitzenden des Verbandes der Deutschen Berufsgenossenschaften gewählt

wurde auf der Dresdener Tagung Geheimrat Dr. h. c. Konrad von Borsig. Hiermit ist er an die Spitze eines Verbandes getreten, der sämtliche 67 gewerblichen Berufsgenossenschaften umfaßt und die Reichsunfallversicherung der in 956 000 gewerblichen Betrieben versicherten 11 960 000 Arbeiter mit einer Lohnsumme von 22,7 Milliarden Mark repräsentiert.

Wochenprogramm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonnabend, den 14. Juni: Falken-Abend.
Sonntag, den 15. Juni: Fahrt nach Retta.

Kattowitz. (Ortsausschuß.) Mittwoch, den 18. Juni, abends 6½ Uhr, im Zentral-Hotel Vorstandssitzung. Es wird ersucht, pünktlich zu erscheinen.

Kattowitz. (Holzarbeiter.) Sonntag, den 15. Juni, vorm. 10 Uhr, im Zentral-Hotel, Mitgliederversammlung. Pünktliches Erscheinen wird erwartet.

Kattowitz. (Arb. Sch. V.) Am Montag, den 16. Juni, findet im Saale des Zentral-Hotels um 7 Uhr abends, ein Wettkampf Polizei-Schacht-Klub Kattowitz contra den hiesigen Arb. Sch. V. Das Spiel wird auf 12 Brettern zu einer Partie ausgetragen. Da dieser Wettkampf der erste in diesem Jahre ist, so hoffen wir, daß die Mitglieder sich recht zahlreich einfinden. Pünktliches Erscheinen der am Wettkampf beteiligten Mitglieder ist Ehrensache.

Bismarckhütte. (D. M. V.) Am Sonnabend, d. 14. Juni, nachm. 6 Uhr, findet beim Herrn Greitel die fällige Mitgliederversammlung statt. Es ist Pflicht eines jeden Kollegen zu erscheinen.

Bismarkhütte-Schwientochlowitz. Am Mittwoch, den 18. Juni 1930, nachm. 6 Uhr, findet im D. M. V.-Büro ul. Krakowska 21, die fällige Sitzung des Ortsausschußes Bismarckhütte-Schwientochlowitz statt.

Schwientochlowitz. (Touristenverein „Die Naturfreunde".) Am Mittwoch, den 18 Juni, abends 7 Uhr, findet im Lokale des Herrn Bialas, ulica Czarnolesna 25, die fällige Mitgliederversammlung statt.

Schwientochlowitz. Parteiversammlung am 15. Juni, vormittags 9½ Uhr, im Lokale Frommer, ul. Dluga Nr. 55. Referent: Gen. Raiwa.

Königshütte. (Ortsausschuß des A. D. G. B.) Am 22. Juni, nachmittags 3½ Uhr, findet endgültig die abgesagte Generalversammlung des Ortsausschusses im Volkshaus statt. Erscheinen der alten, wie neuen Delegierten unbedingt erforderlich. Im Behinderungsfall ist der Ersatzmann zu senden.

Königshütte. (Mitgliederversammlung der Freien Gewerkschaften der Werkstättenbetriebe.) Am Sonntag, den 15. Juni, vormittags 9 Uhr, findet im großen Saal des Volkshauses an der ulica 3-go Maja 6 eine Mitgliederversammlung der Freien Gewerkschaften der Werkstättenbetriebe statt. Tagesordnung: Aufstellung der Kandidatenliste für die kommenden Betriebsratswahlen in den, Werkstättenbetrieben. Alle Kollegen werden gebeten, pünktlich zu erscheinen.

Königshütte. (Freidenker.) Am Sonntag, den 15. Juni, bei günstigem Wetter Ausflug nach dem Buchenwald in Kochlowitz, wobei die fällige Mitgliederversammlung stattfindet. Treffpunkt 8 Uhr vormittags, an der Markt-Halle. Referenten zur Stelle.

Königshütte. (Die Gauleitung des T. V. „Die Naturfreunde" beruft für Sonnabend, den 14. Juni, nach dem Volkshaus Königshütte eine Führsektionssitzung ein. Auch die Leitung der Photosektion ist hierzu eingeladen. Die Sitzung beginnt um 7 Uhr abends. Wegen der bevorstehenden Sonnenwendfeier ist pünktliches und restloses Erscheinen notwendig.

Königshütte. (Achtung Kinderfreunde!) Am Dienstag, den 17. Juni, abends 6 Uhr, im Büfett-Zimmer Elternversammlung. Besprechung fürs Zeltlager Lübeck. Pünktliches und zahlreiches Erscheinen ist Pflicht. Freundschaft.

Königshütte. (Freie Radfahrer.) Am Sonntag, den 15. Juni, veranstaltet der Arbeiter-Radfahrerverein „Solidarität" einen Ausflug nach der Klodnitz. Die Familienangehörigen der Mitglieder fahren mit dem Rollwagen und die Radfahrer auf den Rädern. Die Teilnehmerkarten sind sehr niedrig gehalten. Dieselben sind nur noch bis Donnerstag, den 12. Juni, beim Genossen Ciupke ulica 3-go Maja 5 zu haben. Badehosen sind mitzunehmen. Interessenten mit Rädern können sich anschließen. Sammelpunkt Volkshaus früh 6½ Uhr.

Friedenshütte. Am Montag, den 16. Juni, nachmittags 6 Uhr, findet bei Smiatek eine Mitgliederversamlung des D. M. V. statt.

Friedenshütte. (Maschinisten und Heizer.) Am Dienstag, den 17. Juni, nachm. 5 Uhr, findet bei Machuletz die fällige Mitgliederversammlung statt.

Siemianowitz. (Deutscher Metallarbeiterverband.) Am Sonntag, den 15. Juni, vormittags um 10 Uhr, Versammlung bei Kosdon Sienkiewicza 10. Die Kollegen werden ersucht, vollzählig zu erscheinen. Wichtige Tagesordnung!

Siemianowitz. (Freie Sänger".) Am Sonnabend, den 14. Juni, 8 Uhr abends, Monatsversammlung im Vereinslokal. Besprechung über die Sonnenwendfeier.

Myslowitz. Die D. S. A. P. und **„Arbeiterwohlfahrt"** halten am Donnerstag, den 19. Juni, nachmittags 3 Uhr, bei Chelmski ihre Mitgliederversammlung ab, zu der alle Genossen und Genossinnen, sowie Gewerkschaftler freundlichst eingeladen werden. Referent: Genosse Kowoll.

Ober-Lazisk. Sonntag, den 15. Juni, Parteiversammlung der D. S. A. P. nachmittags 3 Uhr, bei Mucha. Referent zur Stelle.

Nikolai. (Maschinisten und Heizer.) Am Sonntag, den 15. Juni, nachm. 4 Uhr, findet im Lokal Kurpas (Sohrauerstraße) die Generalversammlung des Zentralverbandes der Maschinisten und Heizer. Es ist Pflicht aller Mitglieder restlos zu erscheinen.

Nikolai. (Touristen-Verein „Die Naturfreunde".) Am Sonnabend, abends 7 Uhr findet im Lokal Borzutzki (ul. Miarki) die Mitgliederversammlung des T. V. Die Naturfreunde statt. Wegen Wichtigkeit der Tagesordnung ist Ehrenpflicht aller Mitglieder zu erscheinen.

Orzesche. Sonntag, den 15. Juni, Parteiversammlung der D. S. A. P. und „Arbeiterwohlfahrt" nachmittags 3 Uhr, bei Grzegorczyk. Gäste und Arbeitslose sind hierzu freundlichst eingeladen. Referent: Genosse Kowoll.

Ruda. (D. B. V.) Am Sonntag, den 15. Juni veranstaltet der D. B. V. einen Ausflug nach den Panewniker Spielwiesen (Schwertfeger). Sammelpunkt: Morgens um 6 Uhr an der Milchhalle am Marktplatz. Von da Abmarsch nach Morgenroth. Badeanzüge, Sportgeräte sowie Kost sind mitzunehmen.